Nr 443

Geogr. ~~miscell.~~

Merkwürdigkeiten

Merkwürdigkeiten

von

Charaktere, Lebensart,

Sitten und Religionsgebräuchen

fremder

Völker und Länder.

Altona, 1792.

bei Christian Gottlieb Pinkvoß.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

BIBLIOTHEK
MAINZ

Vorbericht.

****

Ich übergebe den Liebhabern der Länder- und Völkerkunde eine Sammlung von Schilderungen der Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen und Völker, wobey ich Nutzen und Vergnügen für die Leser zur Absicht hatte.

Unter die Gegenstände die den Geist des Menschen beschäftigen, üben und entwikeln helfen, verdienen die Nachrichten von fremden Völkern vorzüglich mit gezählt zu werden, denn sie erweitern das

Vorrede.

Feld des Studium der Menschheit, erregen Verwunderung durch das Mannigfaltige und auffallende, und unterhalten auf eine interessante Art.

Ob ich durch diesen Beytrag jenen Endzweck erreiche und ob ein zweyter Band erfolgen werde, das bestimmt die Aufnahme des gegenwärtigen.

Hamburg,
den 1sten April 1792.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Inhalt.

I. Originalnachrichten von Negerhandel. Seite 1

II. Die neuesten Nachrichten von Otaheite. Aus Cook's Tagebuch bey seiner letzten Reise um die Welt. : : 19

III. Lebensart, Sitten und Gebräuche der Hottentotten. : : 70

IV. Ausserordentliche Begebenheiten auf dem Weltmeer im Jahr 1765. 91

V. Beschreibung von Grönland. 113

VI. Ueber die Sitten und Gebräuche der wilden Völker in Nordamerica. Ein Auszug aus des berühmten Engländers, Major Rogers, Nachrichten, der lange unter ihnen gelebt hat. : 148

VII. Nachricht von Kamtschatka. Aus dem Tagebuch des Capitain King bei seiner letzten Reise um die Welt. : 192

VIII. Cha:

Inhalt.

VIII. Characteristische Beobachtungen über Virginien und America überhaupt 232

IX. Reise zu dem Brocken. 258

X. Das Innere von Afrika. Von Herrn. Justizrath Niebuhr. 268

XI. Privatleben und häusliche Gebräuche der Türken. Aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs. 321

I. Original-

I.

Originalnachrichten vom Negerhandel.

Der Sclavenhandel und dessen Abschaffung beschäftigt ietzt die ganze brittische Nation. Dies hat zahllose Schriften erzeugt, worin man diesen Handel theils bestritten, theils beschönigt, theils vertheidigt, theils durch Thatsachen näher erläutert hat. Hier ist der Auszug einer solchen Schrift, deren Verfasser, Alexander Falconbridge, einige Jahre lang als Schifschirurgus auf solchen Negerschiffen diente, und jetzt die Verfahrungsart dieses berüchtigen Handels entwickelt, wovon man weder in England noch in andern europäischen Ländern, trotz allen Reisebeschreibungen nach der Küste von Guiea, rechte Begriffe gehabt hat. Das Folgende ist daher kein unbedeutender Beytrag zur Völkerkunde.

Die Hauptmarktplätze des Sclavenhandels an der africanischen Küste sind Bonny und Neu-Calabar. Sobald die Schiffe hier ankommen, werden die Segel, das Tauwerk und selbst der obere Theil der Masten abgenommen. Mit diesen Materialien bauen die Seeleute sodann eine Art Haus mit einer Verzäunung oben aufs Verdeck. Dies sogenannte Haus, mit Matten und Schilfrohr bedeckt, hat viele Abtheilungen von Brettern, mit Thüren versehn, und reicht auf allen Seiten zwey Fuß über den Bord des Schifs herüber. Die Absicht bey diesem Bau ist die Schifbewohner gegen die Hitze der Sonne zu beschützen, die unter diesem Himmelsstrich so gewaltig brennt, desgleichen sie gegen Wind und Regen in Sicherheit zu setzen, die hier zu gewissen Zeiten äusserst heftig sind. Diese Maasregeln sind jedoch unzureichend; denn der starke Wind und Regen dringt durch, und anstatt zu kühlen, vermehrt er die Hitze im Schif, besonders zwischen den Verdecken ausserordentlich. Hiezu kommt der Rauch des grünen stinkenden Brennholzes, der, weil er keinen Zug

hat, sich in Menge sammlet, und alle Theile des Schifs anfüllt. Dieser Rauch ist der Gesundheit überaus schädlich. Die Augen werden davon feuerroth; und bey manchen ist Blindheit die Folge. Ein andrer Endzweck bey diesem Hausbau ist, die Neger zu verhindern sich nicht ins Wasser zu stürzen, wozu sie oft Versuche machen, und es auch bisweilen, ohngeachtet aller Hindernisse, ausführen. Sie brechen durch die Rohrwand durch, und stürzen sich ins Meer.

Die Schiffe, deren hier zwölfe, funfzehn, auch mehrere, theils englische, theils französische, zusammen kommen, legen sich gewöhnlich eine englische Meile von der Stadt Bonny vor Anker; sodann gehn die Capitains ans Land, machen ihre Ankunft kund, präsentiren den Königen ihre Geschenke, und laden sie auf ihre Schiffe ein. Diese Geschenke bestehn mehrentheils aus Stücken Tuch, baumwollenen Zeuge, seidnen Schnupftüchern, auch bisweilen sind es Brantewein, Wein oder Bier. Im Jahr 1784 war Bonny die Residenz zweyer Könige, die englische Namen

angenommen hatten. Der eine hieß Norfolk und der andre Peppel. Die Häuser oder Hütten dieser Könige hatten nichts auszeichnendes, als das sie grösser wie die andern Negerhütten waren, aus welchen die Stadt bestand; überdem waren sie mit Magazinen umringt, voll europäischer zum Sclavenhandel bestimmter Waaren. Die Sklaven werden theils von den Konigen, theils von Negern, die den Königen einen Zoll bezahlen, an die Europäer verkauft, und damit dieser Zoll gehörig entrichtet werde, so schicken die Könige auf alle Schiffe gewisse Schwarze, die Tag und Nacht darauf bleiben müssen, um den Zoll in Empfang zu nehmen. So bald die Könige am Bord des Schiffes gewesen, wo man sie wohl bewirthet und mit Canonen begrüßt, nimmt der Handel den Anfang, der gewöhnlich drey Monat dauert. In dieser Zeit vergeht fast kein Tag, wo nicht einige Neger gekauft, und aufs Schif gebracht werden. Die ganze Anzahl, die man einnimmt, ist nicht bestimmt, sondern hängt von den Umständen ab. Bey einer Reise, die Falconbridge nach Bonny

machte, hatten sich so viel englische und französische Schiffe daselbst zusammen gefunden, daß der Waarenvorrath auf seinem Schif, der zum Einkauf von 500 Sclaven berechnet war, wegen der grossen Concurrenz nur 380 verschafte. Das Gegentheil geschahe während dem americanischen Kriege, da in drey Jahren nur ein einziges Schif und zwar von Liverpool nach Bonny kam, und daher ein überaus wohlfeilen Einkauft machte. Eben dies ereignete sich in Angola, wo in fünf Jahren kein Schif hingekommen war. In diesem glücklichen Zeitraum hatte Ruhe und Einigkeit unter den Eingebohrnen geherrscht, die aber gleich nach Ankunft des nächsten Schifs durch die Lockspeise des Handels zerstört wurden.

Die schwarzen Handelsleute kaufen die Neger auf Märkten ein, die alle sechs Wochen über 200 englische Meilen landeinwärts gehalten werden. Die Volkerschaften, zu welchen diese Unglücklichen gehören, wohnen noch weit tiefer in Africa, so daß bisweilen mehrere Monate erforderlich sind, ehe die Transporte den Marktplatz erreichen. Hier werden einige

1000 verkauft; die meisten Männer und Knaben, und nur ein Drittel vom weiblichen Geschlecht. Diese Menschenhändler schliessen kein Alter von ihrer Speculation aus; sie kaufen Kinder von einem Monat, und Greise von 70 Jahren, selbst schwangere Weiber, die ihrer Entbindung nahe sind; jedoch alle nach verhältnismäßigen Preisen. Diese Geschöpfe werden sodann auf Canoen eingeschift, und so segeln sie den Fluß herunter.

Das schrecklichste ist, daß die mehresten dieser Unglücklicheu durch List oder durch Gewalt von ihrer Heymath entfernt, und so weggekapert werden. Die schwarzen Menschenhändler verstehn sich sehr gut auf diese Kunst, und merkt man ihre Absicht und will entfliehen, so kommen ihnen grosse Hunde zu Hülfe, die dazu abgerichtet sind. Viele werden bey ihrer Feldarbeit überfallen und weggeschleppt. Oft aber trift die Menschendiebe selbst dies Schicksal, die es als ein nicht ungewöhnliches Unglück betrachten. Auf diese Weise wird unter den Negern eine immerwährende Feindschaft und Mißtrauen genährt, und alle Geselligkeit ver:

vernichtet. Es ist falsch, wenn behauptet wird, daß die Negerkönige Sclaven zum Verkauf aufziehen, so wie man es in Europa mit dem Vieh macht; denn die Sclaven werden entweder gekapert, oder wegen Verbrechen, zum Theil muthwillig ersonnener, verkauft. Der Verfasser erzählt unter andern davon folgendes Beyspiel: Ein schwarzer Menschenhändler, der zugleich das Amt eines Richters in Bonny verwaltete, wünschte eine europäische Waare zu kauffen, hatte aber keinen Sklaven zum Tausch; sogleich wurde ein armer Fischer eingezogen, unter dem Vorwand, daß er seine Fische zu theuer verkauft habe. Der Richter fand ihn natürlich schuldig, und verkaufte ihn auf der Stelle.

Es ist ein Irrthum, daß die Sclaven großentheils im Kriege gemachte Gefangene sind. Der Verfasser, ein Wundarzt, untersuchte die Leiber von einer großen Menge, fand aber nie frische Wunden; ferner an der Goldküste von Guinea, wo keine Märkte landeinwärts sind, findet man ohngeachtet der Kriege wenig Sclaven auf einmal zu Kauf.

Sobald ein Schiff sich an der Küste zeigt, erhält man selbst tief im Lande davon die schleunigste Nachricht; die Menschenhändler verlassen sodann die Märkte, und eilen nach dem Seeufer, wo die Sclaven erst gereinigt, und mit Palmöl gerieben, hernach aber zur Schau ausgestellt werden. Die erste Untersuchung der Käufer betrift das Alter und die Gesundheit der Sclaven; sodann werden alle Theile des Körpers besichtigt, Böse Augen, böse Zähne, Lahmheit oder sonstige Gebrechen, selbst ein schlanker Wuchs, machen den Kauf, sogar wenn er geschlossen, rückgängig; nur muß die Rückgabe nicht später, als den folgenden Tag geschehn. In diesem Fall werden die armen Verworfenen von ihren vorigen Herrn jämmerlich gemißhandelt, ja bisweilen umgebracht. Besonders ist solche Grausamkeit in Neucalabar nicht ungewöhnlich. Man hat allda Beyspiele gesehn, daß die schwarzen Menschenhändler die Zurückgegebenen alle in ein Canoe geladen, und dicht unter dem Schiff die Köpfe abgehauen haben.

Das traurige Schicksal des Sclaven fängt von dem Augenblicke an, da er gekapert wird. Viele, noch ehe sie die Märkte erreichen, fallen unter den Streichen, oder kommen um durch Mangel an Nahrung in den schrecklichen Wildnissen. Erreichen sie den Fluß, so werden sie in den Canoen mit gebundenen Händen der Länge nach auf den Boden gelegt, und so dem gewöhnlichen heftigen Regenwetter ausgesetzt, da sie denn mitten im Wasser liegen, und fast gar nicht trocken werden; dabey bekommen sie die elendeste Nahrung, und dies in so geringem Maaße, als eben erforderlich ist, das Leben zu fristen. Ihr Schicksal wird nicht besser, wenn sie ein Eigenthum der Europäer werden. Die Männer werden, sobald sie das Schiff betreten, zwey und zwey mit Händen und Füßen aneinander geschmiedet, und dann unters Verdeck geschlept. Die Weiber, denen ein abgesonderter Raum angewiesen wird, haben keine Eisen, auch nicht die Knaben, die ebenfalls abgesondert sind. Der ihnen zugetheilte Platz ist so enge, daß sie nie anders als auf die Seite liegen, und nie auf-

gerichtet stehn können. Mitten unter ihnen sind Zober in comischer Form hingestellt, zur Entledigung ihrer Bedürfnisse, zu denen sie aber nicht anders als über die Leiber ihrer Cameraden hinkriechend gelangen können. Die Fesseln verursachen unsanfte Stöße, und diese erzeugen unaufhörliche Schlägereyen. Die Schwierigkeit zu den Gefäßen zu gelangen, veranlaßt viele sich nicht von der Stelle zu bewegen, und der Natur freyen Lauf zu lassen. Die empörende Unfläterey ist eine neue Quelle von Zwietracht, wodurch der Zustand dieser Neger über allen Ausdruck elend wird; oft sind auch diese Gefäße zu klein, und werden nur einmal des Tages ausgeleert.

Alle Morgen um acht Uhr werden sämtliche Neger aufs Verdeck gebracht, und ihre Fesseln untersucht; sodann werden alle diese Fesseln durch einen Ring an einer großen Kette befestigt, die an dem Schiff hängt. Auf diese Weise werden 50, 60 auch mehr miteinander verbunden, und wenn kein Sturm ist, erlaubt man ihnen bis Nachmittags um fünf Uhr auf dem Verdeck zu bleiben, da sie denn hernach

von der großen Kette losgemacht, und wieder heruntergeschickt werden. Ihre Nahrung besteht großentheils aus großen Bohnen, die zu einem Brey gekocht werden, desgleichen aus Yams und Reiß, wozu bisweilen etwas Rindfleisch oder Schweinefleisch gefügt wird; auch wird eine Sauce von Palmöl mit Mehl, Wasser und Pfeffer vermischt, für sie zubereitet. In ihrem Lande ist ihre Nahrung Fleisch, Fische, Wurzeln, Yams und indisches Korn. Ihre Schifskost, die Bohnen und der Reiß werden aus Europa mitgebracht; doch wird auch letzterer bisweilen an der africanischen Küste wegen seiner vorzüglichen Güte gekauft. Die Bohnen wollen den Negern gar nicht zu Halse; die meisten haben eine solche Abneigung dagegen, daß man genau auf sie Acht geben muß, wenn sie auf dem Verdeck gefüttert werden; denn sie werfen diese Speise ins Meer, oder auch einander ins Gesicht, wenn sie zanken. Die Neger von der Goldküste sind eher zu befriedigen, und essen mehrentheils was man ihnen giebt; auch in grösserer Quantität wie die andern, vor denen sie auch wegen

ihrer

ihrer körperlichen Stärke und bessern Einsicht den Vorzug haben.

Zweymal des Tages werden sie gefüttert, um acht Uhr des Morgens, und um vier Uhr Nachmittags; und zwar in den meisten Schifen einmal mit ihrer auf dem Lande gewohnten, und einmal mit andrer Kost, die ihnen in hölzernen Trögen vorgesetzt wird. Um diese schließen immer zehn und zehn einen Kreiß, und arbeiten dann mit hölzernen Löffeln darauf loß, bis sie diese verliehren, welches bald geschieht, da sie sich denn ihrer Hände bedienen. Diese Mahlzeiten geschehn bey gutem Wetter, oben auf dem Verdeck, bey übeln Wetter aber im Schifsraum. Die Zänkereyen und Schlägereyen sind bey diesen Mahlzeiten am häufigsten, besonders wenn die Reise nach Westindien durch widrige Zufälle verzögert wird, und daher die Schifsportionen geschmälert werden. An Wasser zum trinken erhalten sie bey jeder Mahlzeit eine halbe Bouteille. Wenn sie aus Verzweiflung alle Nahrung ausschlagen, so werden ihnen glühende Kohlen so nahe an ihre Lippen gehalten, daß sie solche

ver:

versengen, mit Drohungen begleitet, sie ihnen den Schlund herunter zu drücken, wenn sie nicht essen würden. Dies Mittel ist gewöhnlich wirksam.

Da die Bewegung zu ihrer Erhaltung so nöthig ist, so zwingt man sie, bey gutem Wetter auf dem Verdeck zu tanzen. Wenn sie es mit Unwillen oder langsam thun, so werden sie gepeitscht, daher immer ein mit einer grossen Peitsche versehener Matrose bey solchem Tanz präsidirt. Die Musik geschieht mit einer Trommel, und wenn diese zerschlagen wird, so trommelt man auf die Freßzuber. Auch zwingt man sie zum Singen, da denn ihre Gesänge natürlich sehr melancholisch sind. Den Weibern giebt man zu ihrer Belustigung Spielsachen. Der Endzweck wird aber gewöhnlich vereitelt, weil sie solche einander wegstehlen, und sich hernach zanken. Auf manchen Schiffen erlaubt man den Matrosen sich mit den schwarzen Weibspersonen zu vermischen, wenn diese damit zufrieden sind; die Schifsofficiers aber nehmen sich diese Freyheit ohne Einschränckung. Die Weiber sind so sehr der Liebe er-

geben,

geben, daß man viele Beyspiele vom Selbstmorde hat, wenn ihre Liebhaber unbeständig geworden sind.

Die Unbequemlichkeiten, die diese Elenden während der Reise dulden müssen, ist über alle Beschreibung. Sie leiden weit mehr von der Seekrankheit, wie die Europäer, wobey die fehlende frische Luft am unerträglichsten ist. Um dieses große Uebel zu verringern, befinden sich an jeder Seite des Schifs fünf bis sechs Luftlöcher, sechs Zoll lang und vier breit, die aber, wenn die See hoch geht, geschlossen werden müssen, und dann werden die Negerbehältnisse den Backofen ähnlich. Diese Hitze erzeugt den Blutfluß unter ihnen, der so erschrecklich wirkt, daß der Schifsboden, so wie in einem Schlachthause, mit Blut bedeckt ist. Der Verfasser erzählt, daß er einst wegen seiner Berufsgeschäfte im innern Raum der Neger zur Zeit der verschlossenen Löcher gegangen, und zwar nackend ohne Hemde; dennoch konnte er es kaum eine Viertelstunde aushalten, er war der Ohnmacht nahe, mußte herausgetragen werden, und blieb einige Monat lang krank.

Die

Die Neger, selbst die Kranken liegen auf den bloßen Dielen, da denn die Bewegung des Schifs ihre Haut, ja selbst ihr Fleisch von den Schultern und Hüften so abreibt, daß die Knochen ganz offen liegen. Diejenigen, die im Blute ihrer Cammeraden schwimmen, haben dies schreckliche Schicksal am ehesten, wobey sie denn, wenn sie es überleben, höllische Schmerzen erdulden müssen. Die Kunst des Wundarztes vermag dabey fast gar nichts; denn die Pflaster werden entweder durch die Bewegung des Schifs abgerieben, oder von den Negern selbst abgerissen, auch kann nur große Dürftigkeit einen Wundarzt vermögen, sich auf Negerschiffe zu verdingen, da ein abscheuvolles Leben auf ihn wartet, und er den Leidenden nicht helfen kann. Wenn er des Morgens die Behältnisse besucht, so findet er gewöhnlich Todte, und zwar diese mit Lebenden zusammen geschmiedet, da man denn beyde aufs Verdeck schleppt, sie voneinander sondert, und den Todten gleich ins Meer wirft.

Die Leiden der Neger, der Verlust ihrer Freyheit und der Hofnung verursachen, daß man

man die möglichste Sorgfalt sie zu hüten anwenden muß. Der Selbstmord ist häufig; sie arbeiten sich durch die Schifsnetze, und stürzen sich ins Meer, wo sie oft von den Raubfischen verschlungen werden. Nicht selten geschieht ein Auftuhr, der nie ohne viel Blutvergiessen gestillt wird; manchmal gelingt er, sodann wird die ganze Schifsequipage das Opfer. Der Verlust der Freyheit macht viele Neger rasend; besonders ist dies der Fall bey den Weibern. In diesem Zustande geben sie gewöhnlich bald den Geist auf.

Wenn die Schiffe in Westindien ankommen, so geschieht der Verkauf auf verschiedene Art. Die sonderbarste derselben ist das Rapsen. Hier sind des Verfassers eigne Worte, diese Originalsitte betreffend.

„Ich war einst in einer der westindischen „Inseln zugegen, da 250 Neger durchs Rap„sen verkauft wurden. Alle so erstandene Sela„ven haben einen gleichen Preiß, worüber man „zuvor einig geworden ist. Am bestimmten „Tage brachte man die Neger ans Ufer in ei„nen großen Hof, der den Kaufleuten gehörte,

an

„an denen das Schif consignirt war, und zu „einer gesetzten Stunde wurden auf einmal die „Thore des Hofes aufgerissen, da denn eine „beträchtliche Anzahl Käufer wie wilde Thiere „hereinstürzten. Einige packten mit ihren Fäu„sten die Neger an, die ihnen am nächsten wa„ren; andre hatten Schnupftücher aneinander „gebunden, und mit diesen suchten sie soviel „Neger wie möglich als ihr Eigenthum zu um„spannen; andre thaten ein gleiches mit einem „Strick. Es ist unmöglich die Verwirrung „zu beschreiben, die einer solchen Verkaufs„methode eigen ist; auch erzeugt sie Zank und „Haß unter den Käuffern. Die erstaunten Ne„ger geriethen dabey in ein solches Schrecken, „daß einige von ihnen in der Angst über die „Hofmauern kletterten, und wild durch die „Stadt liefen; sie wurden aber bald aufge„fangen.

Der Verfasser sahe viele dergleichen Sce„nen, unter andern eine in Jamaica am Bord des Schifs. Die Neger, die die hereinstür„zenden Menschenhändler für ihre Mörder hiel„ten, erhuben ein schreckliches Geheul, beson-

ders die Weiber, die einander umhalseten. Von den Männern stürzten sich dreyßig in der Angst ins Meer, die jedoch wieder herausgezogen wurden. Diesem Schrecken könnte sehr leicht durch eine vorgehende Erklärung vorgebeugt werden; allein auch diese geringe Behutsamkeit wird unterlassen.

Der Auswurf der Sclaven so wie auch die Kranken werden in einer Taverne vermittelst einer öffentlichen Auction verkauft. Juden und Wundärzte sind hier gewöhnlich die Käufer besonders aber die ersten, da sie für fünf bis sechs Thaler einen Sclaven kauffen können. Selten aber überleben die kranken Neger lange Zeit ihre Landung. Manche Schifsbefehlshaber marschieren auch mit ihren Sclaven in Procesion durch die Stadt, stellen sie denn Reiheweise hin, da sie denn besichtigt und gekauft werden.

II.

Die neuesten Nachrichten von Otaheite.

Aus Cook's Tagebuch bey seiner letzten Reise um die Welt.

Da so viel von Otaheite gesagt worden ist, sowohl in den Nachrichten des Capitain Wallis, des Herrn von Bougainville als der wiederholten Reisen des Capitain Cook, so würde man glauben, das es überflüßig wäre, etwas hinzu zu fügen, in der Vermuthung, daß nichts anders als eine Wiederholung des bereits Gesagten zum Vorschein kommen könnte. Ich (Cook) bin indessen von dieser Meynung weit entfernt, und wage es zu behaupten, daß obgleich eine genaue Beschreibung des Landes und der auffallendsten Gebräuche seiner Einwohner besonders vom Capitain Cook gegeben worden*) dennoch viel unberührt geblieben ist; aus-

*) Cook schreibt dieses von sich selbst, und zwar zu einer Zeit, wo ihm die vortreflichen Nachrichten

von

aufferdem hat man sich in manchen Dingen geirrt; Fehler, die durch spätere und wiederholte Beobachtungen berichtigt worden; ja selbst jetzo sind wir mit vielen der wichtigsten Einrichtungen, die dieses Volk betreffen, ganz unbekannt. Die Ursache davon ist, daß unsre Besuche daselbst, obgleich häufig, dennoch nur von kurzer Dauer waren. Viele von uns hatten keine Neigung, Nachforschungen zu machen; noch mehrere von uns waren zu diesen Nachforschungen unfähig, und wir alle, obgleich nicht in demselben Grade, hatten mit dem Nachtheil zu kämpfen, der aus einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache derjenigen Menschen entsteht, von welchen wir allein hierin Unterricht erhalten konnten. Die Spanier hatten es mehr in ihrer Gewalt, diese Hinderniß zu übersteigen, weil einige von ihnen viel länger als alle andre europäischen Gäste in

von beyden Forstern, diese berühmte Insel betreffend, völlig unbekannt waren; denn diese Nachrichten erschienen erst, nachdem Cook bereits lange aus England abgesegelt war.

A. d. H.

in Otaheite geblieben sind. Da sie mit ihren grössen Vortheilen Gelegenheit hatten, die vollständigsten Nachrichten von den meisten Dingen zu erlangen, die diese Insel betreffen, so würde ihre Erzählung uns wahrscheinlich einen genauern und zuverläßigern Bericht geben können, als wir mit unsern besten Bemühungen zu thun im Stande waren. Allein ich halte es für sehr ungewiß, wo nicht sehr unwahrscheinlich, daß wir je von daher die gewünschten Nachrichten bekommen werden; ich habe deswegen alles zusammen getragen, was ich in Ansehung von Otaheite und der benachbarten Inseln nur zu dem bereits bekannten noch erfahren konnte, theils durch Omai, während er sich auf unserm Schif befand, theils auch durch häufige Unterredungen mit den Eingebohrnen.

Der Wind ist den größten Theil des Jahres östlich; oft weht er mit großer Gewalt. Wenn dies geschieht, ist das Wetter gemeinhin regnicht, ist aber der Wind gemäßigt, so ist das Wetter schön und der Himmel heiter.

Es ist vielleicht kein Erdraum in der ganzen Welt, der einen reizendern Anblick giebt, als der südliche Theil von Otaheite. Die Hügel sind hoch und steil, und an vielen Oertern felsigt, sie sind aber bis zu ihren Gipfeln so sehr mit Bäumen bedeckt, daß der Zuschauer kaum umhin kann zu glauben, daß selbst die Felsen die Eigenschaft besitzen, ihre grünende Kleidung hervor zu bringen. Das flache Land, das an diesen Hügeln nach der Seeseite zu stößt, desgleichen die dazwischen liegenden Thäler sind mit mannigfaltigen Producten angefüllt, die sich durch den üppigsten Wachsthum auszeichnen, und in dem Geist des Anschauers den Begrif erzeugen, daß kein Ort auf der Erde diesen in der Stärke und Schönheit der Vegetation übertreffen könne. Die Natur ist nicht weniger freygebig mit Bächen gewesen, die man in allen Thälern findet, und so wie sie sich der See nähern, so theilen sie sich in zwey oder drey Canäle, und bewässern das flache Land, durch welches sie laufen. Die Wohnungen der Eingebohrnen sind ohne Ordnung auf diesen Flächen zerstreut; viele davon liegen

in

in der Nähe des Seeufers, und bilden von den Schiffen einen bezaubernden Prospect; da überdem die See innerhalb den Buchten an den Küsten vollkommen ruhig ist, und zu allen Zeiten den Einwohnern eine sichre Schiffahrt darbietet.

Der Anblick dieser schönen Gegenstände hat oft verursacht, daß ich meine Unfähigkeit bedauret habe, denenjenigen, die der Gelegenheit, sie zu sehen, beraubt sind, eine solche Beschreibung davon zu machen, die einigermassen den Eindruck derer schildern könnte, die so glücklich waren, selbst an der Stelle zu seyn.

Ohne Zweifel ist die natürliche Fruchtbarkeit des Landes mit den sanften heitern Clima verbunden, die Ursache, daß die Eingebohrnen so sorglos in Ansehung der Cultur der Erde sind; dieses geht so weit, daß obgleich in vielen Gegenden die reichsten Producte gleichsam hervorquillen, man dennoch nicht die geringsten Spuren der Cultur gewahr wird. Die Zeugpflanze, deren Samen aus den Bergen geholt wird, und der Ava, oder berauschende Pfeffer, den sie, wenn er sehr jung ist, mit

Brod:

Brodbaumblättern gegen die Sonne schützen müssen, sind fast die einzigen Dinge, worauf sie aufmerksam zu seyn scheinen.

Ich habe mich sehr sorgfältig um die Cultur des Brodbaums erkundigt, erhielt aber jederzeit die Antwort, daß sie ihn nie pflanzten. Dieses ist auch in der That für jedermann augenscheinlich, der die Oerter untersucht, wo die jungen Bäume emporkommen. Man wird allemal wahrnehmen, daß sie aus den Wurzeln der alten entspringen, die sich nahe an der Oberfläche des Bodens befinden. Auf diese Art kann man die Brodbäume zu denen rechnen, die von selbst die Ebnen bedecken würden, wenn gleich die Insel unbewohnt seyn sollte: eben so wie die Bäume mit weissen Rinden, die man in Van Diemens Land findet, daselbst die Wälder formiren. Hieraus entspringt die Bemerkung, daß der Einwohner von Otaheite, anstatt besorgt zu seyn sein Brod zu pflanzen, vielmehr in die Nothwendigkeit gesetzt ist, dessen Fortschritte zu hemmen; dieses geschieht auch bisweilen, wie ich vermuthe, um andern Bäumen Platz zu machen, damit die Nahrungsmittel mannigfaltiger werden.

Die vornehmsten derselben sind die Cocus-nuß- und Plantanenbäume. Die erstern verursachen keine Mühe, so bald sie nur ein oder zwey Fuß über die Erde gewachsen sind, die Plantanen aber erfodern etwas mehr Sorgfalt. Denn wenn dieser Baum gepflanzt ist, schießt er in die Höhe, und in drey Monat fängt er schon an Früchte zu tragen. Während dieser Zeit entstehen junge Sprößlinge, die eine fortdauernde Folge von Früchten verschaffen. Denn man haut die alten ab, so bald die Früchte abgenommen sind.

Die Producte der Insel sind jedoch nicht so bewunderungswürdig wegen ihrer Mannigfaltigkeit, als wegen dem grossen Ueberfluß, und überhaupt sind die Merkwürdigkeiten hier nicht zahlreich. Unter diesen kann man einen Teich oder Lack von frischen Wasser rechnen, der auf dem Gipfel eines der höchsten Berge liegt. Die Reise hin und zurück erfodert drey bis vier Tage. Dieser Lack hat eine ausserordentliche Tiefe, und enthält Aale von einer ungeheuren Grösse. Diese werden bisweilen von den Einwohnern gefangen, die in diesem Wasser auf

Fleis

kleinen Flössen, aus einigen wilden Plantanbäumen zusammen gesetzt, herumschwimmen. Man sieht dies als eins der größten Naturwunder des Landes an, daher Reisende, die von andern Inseln kommen, insgemein von ihren Freunden gleich nach der Rückkunft gefragt werden, ob sie es gesehn haben? Auch findet man hier ein ander Wasser, von dem nur ein einziger kleiner Teich auf der Insel ist, in eben der Entfernung als der Lack, dessen Wasser dem Schein nach gut, allein einen gelben Bodensatz hat; ausserdem hat es einen üblen Geschmak, und bekommt denen nicht wohl, die es trinken. Wer sich darin badet, bekommt einen Ausschlag.

Nichts machte bey unsrer ersten Ankunft hier einen stärkern Eindruck auf uns, als der sonderbare Contrast zwischen dem robusten und dunkelfarbigen Volk von Tongataboo, und dem zarten Bau und der Weisse, wodurch die Bewohner von Otaheite sich so sehr auszeichnen. Ihre Weiber besonders waren uns auffallend, da sie alle die feinen characteristischen Züge besassen, die sie von dem andern Geschlecht in vie-

len

len Ländern unterscheiden. Der Bart, den die Männer hier lang tragen, und die Haare, die nicht so kurz wie in Tongataboo abgeschnitten sind, machten auch einen grossen Unterschied; auch zeigten sie bey allen Gelegenheiten eine grössere Furchtsamkeit. Die muskulöse Structur, die den Bewohnern der freundschaftlichen Inseln so gemein ist, und die Folge eines arbeitsamen Lebens zu seyn scheint, ist hier verlohren, da die grössere Fruchtbarkeit ihres Landes die Trägheit der Otaheiter begünstigt. Die Stelle der sichtbaren Muskeln wird hier durch Fettigkeit und eine glatte Haut ersetzt, welches obgleich mehr übereinstimmend mit unsern Begriffen von Schönheit, dennoch kein wesentlicher Vortheil ist; denn diese Eigenschaften sind bey allen ihren Bewegungen mit einer Trägheit begleitet, die man bey den andern nicht wahrnimmt. Diese Beobachtung wird durch ihre Ringspiele und ihr Baxen vollends bestätigt, die man schwache Kinderspiele nennen kann, in Vergleich mit dem Ernst, womit diese Uebungen in den freundschaftlichen Inseln gemacht werden.

Da das äusserliche Ansehn bey ihnen in grosser Achtung ist, so bedienen sie sich verschiedener Methoden, es nach ihren Begriffen von Schönheit zu befördern. Es ist gebräuchlich, besonders unter unverheyratheten Männern von Bedeutung, sich einer Art von physischer Operation zu unterwerfen, um schön zu werden. Dies geschieht, indem sie ein oder zwey Monat zu Hause bleiben; während welcher Zeit sie eine grosse Menge Kleider tragen, und nichts als Brodfrucht essen, welcher sie eine weisse Haut machende Eigenschaft zuschreiben. Sie geben vor, daß ihre Fettigkeit und Farbe auch zu andern Zeiten von ihrer Nahrung abhängt, da sie genöthigt sind, durch die Veränderung der Jahreszeiten sich mannigfaltiger Nahrungsmittel zu bedienen.

Ihre gewöhnlichen Speisen bestehn wenigstens in Neunzehntheil Vegetabilien. Die in Gährung gebrachte Brodfrucht, die fast bey jeder Mahlzeit gegessen wird, hat, wie ich glaube, eine starke Wirkung auf ihren Körper, und erzeugt bey ihnen eine sehr empfindliche Kälte im Blut, von welcher wir wegen unsrer

thie-

thierischen Nahrung nichts empfanden. Vielleicht ist es auch dieser gemäßigten Lebensart zuzuschreiben, daß so wenig Krankheiten unter ihnen herrschen.

Sie zählen nur fünf oder sechs, die man chronische oder Nationalkrankheiten nennen kann, unter welchen auch die Wassersucht ist. Dieses aber war der Fall vor der Ankunft der Europäer; denn wir sahen dieses kleine Verzeichniß mit einer Krankheit vermehrt, die überflüßig die Stelle aller andern vertritt, und nun fast allgemein ist. Wider diese scheint es, daß sie kein zureichendes Hülfsmittel haben. Die Priester geben ihnen zwar zu diesem Endzweck gewisse Kräuter; allein sie gestehen selbst, daß sie nie dadurch geheilt werden. Dennoch räumen sie ein, daß in einigen Fällen die Natur allein, ohne Beyhülfe von Arzneymitteln, den Gift dieser schrecklichen Krankheit ausrottet, und sie völlig heilet. Sie sagen, daß wenn ein Mann damit angestekt ist, er das Uebel oft denen mittheilt, die sich mit ihm einerley Hausgeräthe bedienen. In diesem Fall sterben gemeiniglich die Hausgenossen,

er

er aber wird wieder hergestellt, ob man gleich hievon keine Ursache anzugeben weiß.

Ihr Betragen bey allen Gelegenheiten scheint eine große Offenheit und großmüthige Denkungsart anzuzeigen. Omai indessen, von dem man wegen seiner Landsmannschaft die Absicht vermuthen sollte, einige ihrer Fehler zu verbergen, hat oft gesagt, daß sie zuweilen in Bestrafung ihrer Feinde grausam sind. Seiner Versicherung zufolge martern sie solche mit vieler Ueberlegung; erstlich reissen sie ihnen kleine Stücke Fleisch aus verschiedenen Theilen ihres Leibes, hernach stechen sie ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Nasen ab, und zuletzt öfnen sie ihnen den Bauch. Dieses geschieht aber nur bey gewissen Gelegenheiten. Wenn Munterkeit ein Beweiß der sich bewußten Unschuld ist, so sollte man denken, daß ihr Leben selten durch Verbrechen befleckt würde. Ich schreibe dieses aber vielmehr ihrem Gefühl zu, welches obgleich lebhaft, dennoch nie lange anhaltend ist; denn bey keinem Unfall sah ich sie je lange niedergeschlagen, so bald der critische Augenblick vorüber war; auch scheinen

Sor-

Sorgen nie ihre Stirne in Falten zu bringen. Im Gegentheil selbst die Annäherungdes Todes veränderte nicht ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit. Ich habe sie gesehn, wenn sie durch Krankheit bis an den Rand des Grabes gebracht worden waren, und auch in dem Augenblick der Schlacht; allein nie ward ich in ihren Gesichtern Melancholie oder ernsthafte Betrachtungen gewahr.

Eine solche Gemüthsart leitet natürlich alle ihre Wünsche bloß dahin, was ihnen Vergnügen und Bequemlichkeit verschaffen kann. Ihre Ergötzlichkeiten haben alle den Zweck, ihre verliebten Leidenschaften zu erregen und fortdauernd zu machen; auch ist dieses die Absicht bey ihren Gesängen, die sie unmäßig lieben. Da aber eine beständige Folge sinnlicher Belustigungen ermatten muß, so fanden wir, daß sie solche oft mit feinern Gegenständen abwechselten. Sie besangen ihre Siege im Krieg und ihre Beschäftigungen im Frieden; ihre Reisen nach andern Inseln und dortigen Avanturen; desgleichen die besondern Schönheiten und grossen Vorzüge ihrer Insel über alle übrigen,

oder auch einiger Theile derselben über andre weniger begünstigte Gegenden. Daher empfinden sie auch so viel Vergnügen an der Musik, und obgleich ihnen unsre zusammengesetzte Compositionen nicht gefielen, so ergötzten sie sich doch allemal an den melodievollen Tönen, die unsre Instrumente einzeln hervorbrachten, da diese der Simplicität ihrer eignen näher kamen.

Die otaheitische Sprache, ob sie gleich ohne Zweifel mit der neuseeländischen und derjenigen in den freundschaftlichen Inseln einerley Wurzeln hat, ist jedoch ohne die Gutturalaussprache und ohne gewisse Consonanten, mit welchen die andern Dialecte so sehr versehn sind. Hier ist sie den Sitten der Einwohner gemäß sanft und einnehmend geworden; sie ist voller schönen und figürlichen Ausdrücke, die, wenn man sie vollkommen verstünde, diese Sprache vielleicht andern gleichbringen würde, die wegen ihrer lebhaften kühnen Bilder am meisten geschätzt werden. Zum Beyspiel: die Otaheiter drücken ihre Begriffe vom Tode sehr emphatisch aus: Sie sagen: „Die Seele geht in die Finsterniß, oder vielmehr in die Nacht.“

Ihre

Ihre Sprache erlaubt diejenigen Wortfügungen, die so sehr die lateinische und griechische von den meisten unsrer neuen europäischen Sprachen auszeichnen, deren Unvollkommenheiten eine grössere bestimmtere Ordnung erfodern, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden. Sie ist so reich, daß diese Insulaner allein für die Brodfrucht ihrer Beschaffenheit gemäß über zwanzig Namen haben; eben so viel haben sie für die Tarowurzel, und ungefähr zehn Benennungen für die Cocusnuß. Zu diesem kommt noch, daß sie ausser dem gemeinen Dialect eine poetische Sprache haben, worin sie oft reden, und auch darin die Antwort erhalten.

Ihre Künste sind in geringer Anzahl und einfach; jedoch wenn man ihnen Glauben beymessen kann, so thun sie chirurgische Kuren, die wir mit unsrer ausgebreiteten Kenntniß in dieser Wissenschaft nicht fähig seyn würden nachzuahmen. Wenn bey Arm- und Beinbrüchen ein Theil vom Knochen verlohren gegangen, so ersetzen sie ihn durch ein Stück Holz, das so wie der fehlende Knochen ausgehöhlt ist, und eingeheilt wird. In fünf oder sechs

Tagen besieht der Wundarzt die Wunde, und findet sie zum Theil schon mit wachsenden Fleischе, und sechs Tage nachher völlig bedeckt. Das Ende der Kur ist ein Bad. Ich habe jedoch an der Wahrheit dieser ausserordentlichen Geschicklichkeit einigen Zweifel, da ich in andern Fällen gesehn habe, daß sie weit entfernt waren so geschickt zu seyn.

Ihre physischen Kenntnisse scheinen noch engere Gränzen zu haben, weil ihre Krankheiten in geringerer Anzahl wie ihre äusserlichen Unglücksfälle sind. Die Priester empfehlen manchmal den Saft gewisser Kräuter kranken Personen, und die Weiber, wenn sie nach der Niederkunft Beschwerden fühlen, bedienen sich eines Mittels, das man in einem heissen Lande für überflüßig halten würde. Sie machen erst Steine glühend, als ob sie ihre Speise backen wollten, dann bedecken sie solche mit dickem Zeuge, auf welchen man eine Menge kleiner Senf ähnlicher Pflanzen legt, die sodann wieder mit einem andern Zeuge bedeckt werden. Hierauf setzen sie sich, und schwitzen sehr stark. Dies ist ihre Kur. Brechmittel kennen sie nicht.

Ohngeachtet der sehr großen Fruchtbarkeit der Insel ist doch die Hungersnoth nicht selten, wobey, wie man sagt, viele umkommen. Ob dieses Uebel von besondrer Witterung herrührt, oder von einer zu grossen Bevölkerung, oder von ihren Kriegen, habe ich nicht erforschen können. Die Wahrheit dieser Thatsache wird durch die grosse Oeconomie bestätigt, die sie bey ihren Nahrungsmitteln selbst sogar dann beobachten, wenn von allem die Fülle vorhanden ist. Zur Zeit der Dürre, wenn ihre Brodfrüchte und ihre Yams aufgezehrt sind, nehmen sie ihre Zuflucht zu Wurzeln, die ohne Cultur auf den Gebirgen wachsen.

Von thierischer Speise fällt nur ein sehr kleiner Antheil zum Loose der untern Volksklassen, und dann sind es entweder Fische, Seeeyer, oder andere Meerproducte; denn selten oder nie essen sie Schweinfleisch. Der vornehmste Eree allein ißt dieses alle Tage, andre Oberhäupter aber nach ihren Reichthümern, des Monats einmal, zweymal oder auch viermal. Bisweilen ist ihnen auch dieses nicht erlaubt; denn wenn die Insel durch den Krieg

zurück

zurück gekommen, so verbietet der Eree allen seinen Unterthanen Schweine zu tödten, und dieses Verbot währet manchmal viele Monate lang, ja selbst einige Jahre. In dieser Zeit vermehren sich die Schweine so stark, daß sie wild werden. So bald das Verbot aufgehoben ist, so versammlen sich alle Oberhäupter bey dem Wohnort des Königs, und bringen ihm jeder ein Geschenk von Schweinen. Der König läßt sodann einige schlachten, und setzt sie seinen Gästen vor. Nach der Mahlzeit geht ein jeder nach Hause mit der völligen Freyheit, so viel Schweinefleisch zu essen, als er nur will und vermag. Ein solches Verbot hatte während unsrer letzten Anwesenheit hier statt, wenigstens in den Theilen der Insel, die unter der Herrschaft des Otoo standen. Weil dieser König aber besorgte, daß uns dieser Umstand hindern würde, nach Matavai zu gehn, so schickte er an uns Boten mit der Versicherung, daß gleich nach Ankunft der Schiffe das Verbot aufgehoben werden sollte. Es geschah auch; allein wir machten davon eine so starke Consumption, daß ich nicht zweifle,

es wird nach unſrer Abfahrt wieder erneuert worden ſein. Aehnliche Verbote erſtrecken ſich auch zu Zeiten auf Vögel.

Es iſt auch nur unter den Vornehmen, daß der Ava (ein berauſchender übelſchmeckender Trank) im Gebrauch iſt. Er wird jedoch hier auf eine Art zubereitet, die von der in den freundſchaftlichen Inſeln gebräuchlichen etwas verſchieden iſt. Denn hier wird ein wenig Waſſer auf die Wurzeln gegoſſen, die hernach geröſtet oder gebacken werden, ohne daß man ſie zuvor kaut. Groſſe Geſellſchaften kommen hier nicht zuſammen Ava zu trinken wie in Tongataboo. Die ſchädlichen Wirkungen aber dieſes Getränks ſind hier auffallender, welches vielleicht von der Zubereitung herrührt, denn wir ſahen oft Beiſpiele von deſſen berauſchender, oder vielmehr geiſttödtender Gewalt. Diejenigen von uns, die vorher dieſe Inſeln beſucht hatten, waren erſtaunt, hier viele Perſonen zu ſehen, die bey unſerm letzten Aufenthalt ſich durch ihre Geſtalt und Fettigkeit auszeichneten, jetzt aber nur als Skelette erſchienen. Da wir nach der

Ur-

Ursache dieser grossen Veränderung fragten, so sagte jedermann, daß der Gebrauch des Ava dieses bewirkt habe. Die Haut dieser Leute war rauh, trocken und mit Ausfatz bedeckt, der, wie sie sagen, dann und wann abfällt, und ihre Haut gleichsam erneuert. Zur Entschuldigung eines so schädlichen Gebrauchs führen sie an, daß es ein Mittel wider die zu grosse Fettigkeit ist; allein es entnervt sie augenscheinlich, und verkürzt höchstwahrscheinlich ihre Tage. Da wir diese Wirkungen bey unsern vorigen Besuchen nicht wahrnahmen, so kann man behaupten, daß dieser Artikel des Luxus damals noch nicht so wie jetzo gemißbraucht worden ist. Wenn diese Mode fortdauert, so wird sie gewiß eine grosse Menge Menschen aufreiben.

Die Mahlzeiten in Otaheite sind häufig. Die erste derselben, die man vielmehr ihre letzte mennen könnte, weil sie nachher sich schlafen legen, ist des Morgens um zwey Uhr, und die nächst folgende um acht Uhr. Um eilf essen sie wieder, und sodann weiter um zwey, um fünf, und um acht Uhr. In diesem Artikel

tikel des häuslichen Lebens beobachten sie einige sehr wunderliche Gebräuche. Zum Beyspiel, die Weiber haben nicht nur die Kränkung, daß sie allein essen müssen, und dieses in einem verschiedenen Theil des Hauses, sondern die besten Nahrungsmittel sind ihnen auch untersagt. Sie dürfen weder Fische, noch die besten Arten von Plantanen essen; und es ist sehr selten, daß man selbst denen vom ersten Range Schweinefleisch erlaubt. Die Kinder von jedem Geschlecht essen auch abgesondert. Die Weiber tragen sich ihre Speisen selbst auf, denn sie könnten alle für Hunger sterben, bevor ein erwachsener Mann ihnen diesen Dienst leistete. Hierin sowohl wie in andern Haushaltungsgebräuchen liegen gewisse Mysterien zum Grunde, die wir nie recht begreifen konnten. Wenn wir nach den Ursachen fragten, so erhielten wir keine andre Antwort, als daß es so recht und nothwendig wäre.

In andern Gebräuchen, die sich aufs weibliche Geschlecht beziehn, herrscht nicht so viel Dunkelheit, besonders was ihre Verbindung mit Männern betrift. Wenn ein Jüngling

und

und ein Mädchen aus freyem Willen der Liebe pflegen, so giebt der Jüngling dem Vater des Mädchens solche Dinge, die zum gemeinen Leben gehören, als Schweine, Zeug, oder Canoes, nach dem Verhältniß der Zeit, daß sie zusammen leben. Glaubt der Vater, daß er für seine Tochter nicht genug bekommen habe, so zwingt er sie, ihren Liebhaber zu verlassen, und mit einem andern zu leben, der freygebiger ist. Der Mann seiner Seits hat die Freyheit, eine neue Wahl zu treffen. Wenn seine Geliebte schwanger wird, so kann er das Kind umbringen, und nachher seine Verbindung mit der Mutter fortsetzen, oder sie verlassen. Im Fall er aber das Kind adoptirt und leben läßt, so werden beyde Theile als verheyrathet angesehn, und leben auch gemeiniglich nachher beständig zusammen. Indessen ist es dem Mann erlaubt, noch eine jüngere Person zu seiner ersten Frau ins Haus zu nehmen, und so mit beyden zu leben. Dennoch geschieht dies nicht so häufig als der andre Gebrauch, die Verbindungen ganz zu verändern. Die Erreoes besonders, da sie Mittel

besitzen, sich diese Veränderungen oft zu verschaffen, streichen beständig herum, und weil sie bestimmte Verbindungen scheuen, so folgen sie selten der oben angeführten Methode. Dieser freye Lebensplan ist so sehr ihrer Gemüthsart gemäß, daß die schönsten von beyden Geschlechtern gemeinhin auf diese Weise ihre jungen Tage verleben, und an Ausschweifungen gewohnt werden, die wilden Horden Schande machen würden. Dies ist besonders bey einem Volke auffallend, dessen Character sonst so augenscheinliche Spuren menschenfreundlicher und zarter Gefühle zeigt. Wenn die Geliebte eines Erreoes niederkommt, so tunkt man ein Stück Zeug ins Wasser, und steckt es dem Kind in Mund und Nase, bis es erstickt.

Da in einem solchen Leben die Weiber einen sehr grossen Theil zu dessen Glückseligkeit beytragen, so ist es zu verwundern, daß sie, ausser der erniedrigenden Einschränkung, die sie in Ansehung der Speisen leiden müssen, oft mit einem Grad von Härte, oder vielmehr Brutalität behandelt werden, die man hier kaum für möglich halten solte. Nichts ist

indessen gemeiner als Männer zu sehn, die sie ohne alle Barmherzigkeit schlagen. Wenn diese Behandlung nicht die Wirkung der Eifersucht ist, welcher beyde Geschlechter ergeben sind, so dürfte es schwer fallen eine solche Härte zu erklären. Man hat weniger Schwierigkeit dies als den Bewegungsgrund anzusehen, daß die Weiber persönliche Schönheit dem Eigennutz vorgezogen haben, ob ich gleich gestehn muß, daß selbst in diesen Fällen sie kaum jener feinen Empfindungen fähig sind, die aus gegenseitiger Neigung entspringen, und ich glaube, daß in keinem Lande weniger platonische Liebe anzutreffen ist, als in Otaheite.

Das Abschneiden der Vorhaut ist ein bey ihnen angenommener Gebrauch, der von ihren Begriffen der Reinlichkeit herrührt; auch haben sie in ihrer Sprache einen Schimpfnamen, womit sie diejenigen belegen, die diesen Gebrauch nicht beobachten. Wenn fünf oder sechs erwachsene Knaben sich in einer Nachbarschaft befinden, so geht der Vater von einem unter ihnen zu einem Tahoua, oder erfahrnen

Mann, und läßt es ihm wissen. Dieser Tahoua begiebt sich sodann mit den Knaben, von einem Diener begleitet, auf den Gipfel der Hügel; er läßt einen nach dem andern sich hinsetzen, und vollziehet die Operation alsdann mit einem Fischzahn, und zwar durch einen Streich, worauf sie verbunden werden. Nach fünf Tagen müssen sie baden, und dieses wird fünf Tage nachher abermals wiederholt; da sie denn geheilt sind. Weil jedoch die Vorhaut von dem Schnitt immer noch dicke ist, so gehen sie mit dem Tahoua von neuem auf die Gebirge. Man bereitet ein Feuer, macht einige Steine warm, zwischen welche die Vorhaut gelegt und sanft gedrückt wird, wodurch das Dicke vergeht. Nun begeben sie sich nach Hause, wobey ihre Köpfe und andre Theile des Leibes mit wohlriechenden Blumen geziert sind. Der Tahoua wird von ihren Vätern, wenn diese Vermögen besitzen, für seinen Dienst mit Schweinen und Zeug belohnt; sind sie aber arm, so übernehmen ihre Anverwandten diese Pflicht.

Ihr religiöses System ist ausgedehnt, und in vielen Stücken sonderbar; allein nur wenige von dem gemeinen Volk haben davon eine vollkommene Kenntniß, da diese nur blos ihre Priester besitzen, die sehr zahlreich sind. Es scheint nicht, daß sie bey ihrem Gottesdienst einem Gott dem Vorzug geben, sondern sie glauben an viele Götter, die alle sehr mächtig sind. Da nun die verschiedenen Theile der Insel und die benachbarten Eylande alle besondre Götter haben, so halten sich deren Bewohner an ihren Auserwählten, und glauben, daß er mit hinreichender Gewalt versehn sey, sie zu beschützen, und allen ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Solte er ihre Erwartungen nicht erfüllen, so halten sie es für keine Gottlosigkeit, sich mit einen andern Gott zu versehn, wie es noch ganz kürzlich in Tiaraboo geschehn ist, wo man anstatt der zwey hier verehrten Gottheiten den Oraa, Gott von der Insel Bolabola, angenommen hat.

Ihr Eifer den Göttern zu dienen ist sehr auffallend. Nicht allein die Whattas, oder Opferheerde in den Morais, sind gemeiniglich

mit Früchten und Thieren beladen, sondern man sieht auch wenig Häuser, wo sich nicht ein kleiner Opferplatz befindet. Viele dieser Insulaner sind so scrupulös, daß sie keine Mahlzeit anfangen, ohne einen Bissen für den Eatooa zurück zu legen. Wir hatten auch auf dieser Reise Gelegenheit wahrzunehmen, daß sie ihren abergläubischen Eifer bis zu der schädlichen Höhe trieben, Menschenopfer darzubringen, welche ohne Zweifel nur zu häufig sind. Ihre Gebete, die sie absingen, sind auch sehr häufig. Die Weiber müssen hier bey den Religionsgebräuchen so gut wie in andern Fällen ihre Niedrigkeit zeigen, denn sie sind genöthigt sich zu entblössen, wenn sie bey den Morais vorbey gehn, oder solche durch einen beträchtlichen Umweg zu vermeiden. Die von ihrem Gott erhaltenen Wohlthaten scheinen sie weniger zu achten, als die Versuche eines boshaften unsichtbaren Wesens ihnen zu schaden. Sie sagen, daß Etee ein böser Geist ist, und oft Unheil anrichtet, daher sie ihm eben sowohl als ihrem Gott Opfer bringen. Der Nachtheil aber, den sie von irgend einem un-

sichtbaren Wesen befürchten, erstreckt sich blos auf zeitliche Dinge.

Sie glauben, daß die Seele immateriel und unsterblich sey; daß sie in der Todesstunde um die Lippen der sterbenden Person herumfliegt, sodann in die Höhe steigt, und sich mit der Gottheit vermische, oder wie sie es ausdrücken, von ihr gegessen werde. In diesem Zustande bleibt sie einige Zeit, nach welcher sie an einen gewissen Ort kommt, der zum Aufenthalt der menschlichen Seelen bestimmt sey, wo eine ewige Nacht; oder doch wenigstens eine ewige Dämmerung herrscht, Sie haben keinen Begrif von Strafen nach dem Tode für hier auf Erden begangene Verbrechen; denn die Seelen der guten und der bösen Menschen werden ohne Unterschied von Gott gegessen. Es scheint, daß sie diese Coalition mit der Gottheit als eine Art von Reinigung ansehn, die geschehn muß, bevor sie zu ihrem Bestimmungsort gelangen. Denn nach ihrer Lehre geht die Seele eines Mannes, der sich einige Monat vor seinem Tode alles vertrauten Umgangs mit Weibern enthalten hat, geradezu

nach ihrer ewigen Wohnung, ohne daß zuvor jene Vereinigung mit Gott geschieht, als wenn er durch diese Enthaltsamkeit bereits rein genug geworden wäre.

Die Begriffe aber die sie von künftiger Glückseligkeit haben, sind sehr eingeschränkt. Der einzige grosse Vortheil, den sie durch den Tod zu erlangen glauben, ist die Unsterblichkeit; denn ihrer Meynung nach sind die Geister nicht ganz von den Leidenschaften frey, die sie im materiellen Leben besitzen. Auf diese Art, wenn Seelen, die vormals Feinde waren, sich einander begegnen solten, so dürften sie sich wieder herumbalgen, obgleich ohne Wirkung, denn man hält sie in diesem unsichtbaren Zustande für unverwundbar. Sie hegen ähnliche Urtheile in Ansehung der künftigen Zusammenkunft von Mann und Frau. Stirbt der Mann zuerst, so wird er bey seiner Ankunft im Geisterlande die Seele seines Weibes sogleich erkennen. Nun wird ihre alte Bekanntschaft in einem geräumigen Hause erneuert, das Tourooa heißt, wo sich die Seelen der Verstorbenen versammlen, um sich mit

den

den Göttern zu ergötzen. Sodann begeben sich die beyden Seelen Mann und Weib nach einer abgesonderten Wohnung, wo sie ewig bleiben; auch zeugen sie hier ein Kind, das jedoch ganz geistig ist.

Einige ihrer Begriffe in Ansehung der Gottheit sind ausserordentlich abgeschmackt. Sie glauben, daß Gott der Macht eben dieser Geister unterworfen sey, denen er das Daseyn gegeben hat, und daß sie ihrer Seits ihn oft essen oder verschlucken, ob er gleich die Gewalt besitzt, sich selbst wieder zu erschaffen. Ohne Zweifel bedienen sie sich dieses Ausdrucks, da sie unfähig sind von immateriellen Dingen zu reden, ohne immer ihre Meynung durch materielle Gegenstände zu erläutern. Auf diese Weise setzen sie ihre Erzählung fort, und sagen, daß wenn die Geister sich in dem himmlischen Hause Tourooa befänden, so fragt sie Gott, ob sie willens sind ihn umzubringen, oder es zu unterlassen, wobey sie versichern, daß er nicht im Stande ist, ihren Entschluß zu ändern. Dies ist den Bewohnern der Erde sowohl als den Geistern bekannt; denn wenn der

Mond im Abnehmen ist, so sagen sie, daß die Geister dann beschäftigt sind ihren Eatooa zu essen, und wenn der Mond nachher zunimmt, so heißt es, daß er sich wieder erneure. Diesem Unglück sind alle Götter, selbst die mächtigsten unterworfen. Sie glauben, daß es noch ausserdem andre Plätze für den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode gebe. Diejenigen, die in der See ertrinken, bleiben daselbst, denn sie finden im Abgrund des Meers ein schönes Land, Häuser, und überhaupt alles was sie glücklich machen kann. Das Sonderbarste aber ist, daß sie behaupten, daß nicht allein alle andre Thiere, sondern auch Bäume, Früchte, und sogar Steine Seelen haben, die nach ihrer Vernichtung hier auf Erden zur Gottheit hinaufsteigen, mit welcher sie sich erst vermischen, und dann sich nach der ihnen angewiesenen Wohnung verfügen.

Die genaue Beobachtung ihrer Religionsgebräuche verschaft ihnen ihrer Meynung nach alle zeitliche Wohlthaten. Da sie sich nun einbilden, daß der belebende und mächtige Einfluß des göttlichen Geistes allenthalben ver-

breitet ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie so viel Aberglauben mit dessen Wirkungen verbinden. Dem zu folge glauben sie, daß ein schleuniger Tod und alle andre Unglücksfälle eigentlich die Handlungen irgend eines Gottes sind. Wenn sich jemand nur an einen Stein stößt, so schreiben sie dieses einem Eatooa zu; daher man von ihnen buchstäblich sagen kann, daß sie immer einen bezauberten Boden betreten. Sie sind voller Furcht, wenn sie zur Nachtzeit sich einem Begräbnißplatze nähern. Die Träume halten sie für Mittheilungen von ihrem Gott, oder von den Seelen ihrer abgeschiedenen Freunde, die ihnen künftige Begebenheiten verkündigen. Diese Kenntniß aber wird nur wenig Menschen zu Theil. Omai gab vor, sie zu besitzen. Er erzählte uns, daß der Geist seines Vaters ihm im Traume gesagt habe, er würde innerhalb drey Tagen, vom 26. July 1776 an gerechnet, ans Land kommen. Die Prophezeyung aber traf nicht ein. Die Träumer stehen sonst in Otaheite fast in eben solchem Ansehn, als ihre inspirirte Priester und Priesterinnen, deren

Wahr-

Wahrsagung von diesen Insulanern blindlings geglaubt werden, und die auch alle ihre Unternehmungen von Wichtigkeit bestimmen. Es ist merkwürdig, daß sie gewissermaßen unsre alte Lehre von dem Einfluß der Planeten angenommen haben; wenigstens richten sie sich bey ihren öffentlichen Rathschlägen nach der Stellung des Mondes. Wenn er horizontal liegt, oder beym Neumond an dem converen Theil sehr eingebogen ist, so gilt dieses für eine Aufmunterung zum Kriege, und verspricht einen glücklichen Ausgang.

In Ansehung der Schöpfung haben sie Traditionen, die, wie man leicht vermuthen kann, in große Dunkelheit gehüllt sind. Sie sagen, daß eine Göttin, eine Masse von Erde an einen Strick hieng, und es sodann herumschwung. Hieraus entstanden die zerstreuten Stücke Landes, Otaheite und die benachbarten Inseln, die alle von einem Mann und einem Weibe, die sich in Otaheite niederliessen, bevölkert wurden. Dies bezieht sich jedoch nur auf ihre eigne Schöpfung, denn sie haben einige Begriffe von einer vorhergegangenen Welt-

schö-

schöpfung, und von Ländern, deren Existenz sie aber nur aus der Tradition kennen. Diese reicht bis zu Tatooma und Tapuppa, einem männlichen und einem weiblichen Felsen, auf denen unsre Erde ruht. Totorro wurde von diesen erzeugt, hernach umgebracht, und in Land verwandelt. Nachher wurden Otaja und Oroo gebohren, die einander heyratheten, sodann erst Land, und zuletzt eine Race Götter erzeugten. Otaja kam ums Leben, Oroo aber heyrathete einen Gott, Namens Teorraha, der ihr Sohn war. Diesem trug sie auf mehr Land zu erschaffen, ferner Thiere und alle Arten von Nahrungsmitteln, die man auf der Erde findet, desgleichen den Himmel der von Menschen, Teeferei genannt, gestützt wird. Die Flecken im Monde sind Hayne mit gewissen Bäumen angefüllt, die ehemals in Otaheite wuchsen, da sie aber durch einen unglücklichen Zufall vernichtet wurden, so trugen Tauben den Samen dieser Bäume in den Mond, wo sie nun blühen.

Diese Insulaner haben auch viele Legenden, sowohl religiöse als historische. Hier ist

eine

eine der letzten zur Probe nach ihrer Methode vorgetragen, die sich auf den Gebrauch bezieht Menschenfleisch zu essen.

Vor langer Zeit lebten in Otaheite zwey Männer, genannt Taheeai (dieses ist der einzige Name, den sie bis jetzt für Menschenfresser haben.) Niemand wußte woher sie kämen, noch auf welche Art sie in diese Insel gekommen waren. Ihre Wohnung war in den Gebirgen, aus welchen sie gewöhnlich Ausfälle thaten, und viele der Eingebohrnen umbrachten. Diese verzehrten sie sodann, und hinderten dadurch die Fortschritte der Bevölkerung. Zwey Brüder, entschlossen ihr Vaterland von einem so furchtbaren Feinde zu befreyen, bedienten sich zu dessen Untergang einer List, die da glückte. Sie wohnten weiter hinauf in die Gebirge als die Taheeai, und zwar in einer solchen Gegend, daß sie mit ihnen reden konnten, ohne eben ihre eigne Sicherheit sehr in Gefahr zu setzen. Sie luden sie daher zu einem Gastmahl ein, das auch nicht ausgeschlagen wurde. Die Brüder nahmen sodann Steine, machten sie glühend, steckten sie in Stücken von Mahee, und

baten

baten einen Taheeai den Mund zu öfnen, worauf dann eines dieser Stücke hereingeworfen, und Wasser hinterher gegossen wurde, welches durch das Löschen des Steins ein zischendes Getöse machte, und den Taheeai umbrachte. Der andre wurde ersucht ein Gleiches zu thun, der aber nicht dran wolte, und sich auf die bösen Folgen der Speise bey seinen Kameraden berief. Sie versicherten ihm aber, daß dieses Nahrungsmittel vortreflich wäre, daß die hinfallende Wirkung nur kurze Zeit dauerte, und daß sein Freund sich bald wieder erholen würde. Seine Leichtgläubigkeit war so groß, daß er ins Netz gieng, und mit dem ersten gleiches Schicksal hatte. Die herzueilenden Einwohner hieben nun die Körper in Stücken und begruben sie; zur Belohnung aber für die Ausrottung solcher Ungeheuer übertrugen sie den beyden Brüdern die Regierung der Insel. Ihre Residenz war in dem District Whapaeenoo, und noch heut zu Tage sieht man daselbst einen Brodbaum, der ehemals das Eigenthum der Taheeais war. Diese hatten auch ein Weib bey sich, mit der sie sich vermischten, deren

Maul mit zwey erstaunlich grossen Zähnen ver-
sehn war. Nachdem ihre Liebhaber umgebracht
waren, lebte sie in der Insel Otaha, und da
sie starb, wurde sie unter ihren Gottheiten
aufgenommen. Sie fraß kein Menschenfleisch
wie die Männer, dennoch veranlaßte die Grösse
ihrer Zähne, daß die Eingebohrnen noch ietzo
ein jedes Thier, das ein wildes Ansehn hat,
mit dem Namen Taheeai bezeichnen.

Bey dieser Erzählung liegt keine Moral
zum Grunde; sie beweißt aber, welchen Ab-
scheu man hier gegen diejenigen hat, die Men-
schenfleisch fressen. Dennoch schliesse ich aus
einigen Umständen, daß diese Insulaner vor-
mals Cannibalen gewesen sind. Wenn ich
Omai darum befragte, so leugnete er es steif
und fest, dabey berührte er aber einen Vorfall,
der sich bey seinen Lebzeiten zugetragen hatte,
und diese Meynung zu bestätigen scheint. Als
einst die Bewohner von Bolabola die Einwoh-
ner von Huaheine in einer Schlacht überwan-
den, kamen dabey viele von seinen Verwand-
ten um. Ein andrer dieser Verwandten hatte
nachher Gelegenheit sich zu rächen, als die

Bolabolaner nun auch ihrer Seits geschlagen wurden; er schnitt ein Stück aus den Lenden eines erlegten Feindes, röstete es und fraß es auf. Die Gewohnheit bey Menschenopfern, dem Oberhaupt das Auge des Opfers darzureichen, betrachte ich als die Spur eines alten Gebrauchs, der vormals wirklich existirte, und allgemeiner war, dessen Andenken man durch diese emblematische Ceremonie aufbehalten hat.

Der Vorsitz bey diesen Menschenopfern ist eins der größten Vorrechte der höchsten Oberhäupter. Ein andres ist auf eine grosse Muschel zu blasen, wodurch ein sehr lauter Schall entsteht. So bald dieser gehört wird, müssen alle seine Unterthanen, ein jeder nach seinen Glücksumständen, alle Arten von Nahrungsmitteln nach seinem königlichen Wohnort bringen. Bey einigen andern Gelegenheiten treiben sie ihre Verehrung gegen seinen blossen Namen bis zu einem höchstausschweifenden Grade. Denn wenn beym Auftritt seiner Regierung in ihrer Sprache Wörter gefunden werden, die im Schall eine Aehnlichkeit mit seinem Namen haben, so wechselt man sie mit andern

um

um. Ist jemand so verwegen, sich hieran nicht zu kehren, und die Wörter doch noch zu gebrauchen, so wird nicht allein er, sondern auch alle seine Verwandten sogleich umgebracht. Diesem Vorurtheil gemäß zeigte Omai seinen Verdruß, wenn er hörte, daß die Engländer ihren Favorithunden oder Pferden die Namen, Prinz oder Prinzeßin gaben. Sonderbar ist es, daß die Todesstrafe auf den blossen Gebrauch des königlichen Namen gesetzt ist, dahingegen wenn man die Regierung beschimpft, nur allein die Ländereyen und Häuser des Verbrechers eingezogen werden.

Der König betritt nie das Haus eines seiner Untherthanen, sondern hat in jedem District, den er besucht, eigne Häuser. Solte er ja durch irgend einen Zufall genöthigt werden, von dieser Regel abzugehn, so wird dies durch seine Gegenwart beehrte Haus nebst allem dazu gehörigen Hausgeräthe verbrannt. Seine Unterthanen entblössen sich nicht allein, wenn er gegenwärtig ist, von oben herunter bis zum Gürtel, sondern bey seinem Wohnort ist auch eine Stange aufgerichtet, an welcher ein

Stück Zeug befestigt ist, das von ihnen eben so geehrt wird. Seinen Brüdern wiederfährt auch die Ehre der Entblössung; die Weiber aber entblössen sich nur allein vor den weiblichen Personen der königlichen Familie. Diese fast abgättische Verehrung gegen ihren König ist vielleicht die Ursache, daß dieser so ruhig im Besitz seiner Länder bleibt. Denn selbst die Einwohner von Tiaraboo bezeigen ihm die nämliche Ehrerbietung, ob sie gleich ihr eigen Oberhaupt für mächtiger halten, und behaupten, daß beym Absterben der jetzigen königlichen Familie ihm die ganze Insel zufallen würde. Dieses Oberhaupt, Namens Wähejadooa, besitzt nicht allein Tiaraboo, sondern auch viele Districte von Opooreanoo; sein Land ist daher fast so groß als die Besitzungen des Otoo, Königs von Otaheite, ausserdem hat er den Vortheil, daß ihm der am mehresten bevölkerte und fruchtbarste Theil der Insel gehört. Seine Unterthanen haben auch durch häufige Siege Beweise ihrer Superiorität über die andern Otaheiter gegeben, von denen sie als schlechte Krieger sprechen.

Die

Die Einwohner sind, die königliche Familie ausgenommen, in drey Classen getheilt; die Erees oder die gewalthabenden Oberhäupter; die Manahoones oder die Vasallen, und die Toutous, Diener oder vielmehr Sklaven. Die Männer aller dieser Classen verbinden sich mit Weibern von ihrem Rang der Verordnung gemäß. Geschieht es mit einer vom niedern Range, ein Fall, der nicht selten ist, und ein Kind wird gebohren, so wird es aufbehalten, und bekömmt den Rang des Vaters, es sey denn, das dieser ein Eree ist, dann wird es umgebracht. Wenn eine Weibsperson von Rang sich zu einem geringen Mann gesellt, so werden alle Kinder, die sie mit ihm erzeugt, ermordet. Wenn ein Toutou mit einer weiblichen Person vom königlichen Geblüte einen vertrauten Umgang haben sollte, so wird er hingerichtet. Der Sohn des Eree de hoi, oder Königs, folgt seinem Vater in Titeln und Würden, so bald er gebohren ist. Hat der König aber keine Kinder, so übernimmt sein Bruder nach dessen Tode die Regierung. In andern Familien fällt das Eigenthum allemal dem ältesten Sohn zu, allein er ist verbunden

für den Unterhalt seiner Brüder und Schwestern zu sorgen, denen er auch in seinen Ländereyen Häuser verschaffen muß.

Die Gränzen der verschiedenen Bezirke, in denen Otaheite abgetheilt ist, sind entweder Bäche, oder kleine Hügel; die Unterabtheilungen aber, wodurch das Privateigenthum bezeichnet wird, geschehn durch grosse Steine, die seit vielen Generationen größtentheils unberührt geblieben sind. Will man einen verrücken, so entstehn daraus Feindseligkeiten, die durch die Waffen entschieden werden, da denn jede Parthie ihre Freunde ins Feld bringt. Wird die Klage aber vor den König gebracht, so legt dieser den Streit gütlich bey. Dergleichen Vorfälle sind jedoch hier selten, und eine lange Gewohnheit scheint hier das Eigenthumsrecht so sehr zu sichern, als es die strengsten Gesetze in andern Ländern thun. Auch ist es einem alten Gebrauch gemäß, daß Verbrechen, wenn sie nicht von besonderer Art sind, der Bestrafung des leidenden Theils überlassen werden, ohne einen höhern Richter zu suchen. Sie glauben, daß der Beleidigte so billig urthei-

theilen wird, als diejenigen denen es ganz und gar nichts angeht. Da nun eine lange Gewohnheit für Verbrechen verschiedener Art gewisse Strafen bestimmt hat, so ist dem Beleidigten erlaubt, sie ohne weitere Umstände dem andern aufzuerlegen. Wenn also jemand beym Diebstahl ertappt wird, welches gewöhnlich zur Nachtzeit geschieht, so kann der Eigenthümer der gestohlnen Sachen den Dieb gleich umbringen; solten Nachfragen nach dem Todten geschehen, so ist es hinreichend den Vorfall kund zu thun, um den Todtschläger frey zu sprechen. Dergleichen schwere Strafen sind jedoch selten, es sey denn, das die gestohlnen Artikel von grossem Werth sind, als Brustscheiben und geglättete Haare. Betrift es nur Zeug oder auch Schweine, und der Dieb entwischt, wird aber nachher entdeckt, so entgeht er aller Strafe, wenn er verspricht, eben die Anzahl von Stücken Zeug oder von Schweinen wieder zurück zu geben. Bisweilen vergiebt man ihm auch, oder prügelt ihn etwas durch.

Wenn jemand einen andern im Streit tödtet, so versammlen sich die Freunde des Ermordeten, und fodern den Gegenpart mit allen seinen Anhängern heraus. Siegen die Rächer, so nehmen sie von dem Hause und den Ländereyen der andern Parthie Besitz; werden sie aber überwunden, so verlieren sie alles ihrige. Wenn ein Manahoone den Toutou oder Sklaven eines Oberhaupts tödtet, so schickt der letztere Leute ab, um von den Ländereyen und dem Hause des Verbrechers Besitz zu nehmen, der sodann entweder nach einem andern Theil der Insel, oder nach einem benachbarten Eyland flieht. Einige Monat nachher kommt er zurück, wenn er nun seinen Schweinvorrath vermehrt findet; so bietet er einen grossen Theil derselben nebst rothen Federn und andern Sachen von Werth dem Herrn des Toutou an, der gewöhnlich diese Schadloßhaltung annimmt, und dem Flüchtling sein Haus und Ländereyen wieder zurück giebt. Diese Gewohnheit ist der höchste Grad von Ungerechtigkeit, denn der Todtschläger des Sklaven scheint blos darum sich zu entfernen, um den andern

Sklaven ein Blendwerk vorzumachen. Es ist in der That nicht zu verwundern, daß hier die Ermordung eines Menschen blos als ein abkäufliches Vergehn betrachtet wird, da dieses Volk es für kein Verbrechen hält, ihre eigne Kinder umzubringen. Cook sagt: „Wenn „ich mit ihnen über solche unnatürliche Grausamkeit sprach, und fragte, ob die Oberhäupter nicht bey einem Kindermord böse würden, „und man die Thäter nicht dafür bestrafte, so „war die Antwort, daß kein Oberhaupt sich „in dergleichen Sachen mischen möchte, noch „dürfte, weil ein jeder das Recht hätte, mit „seinen Kindern nach Gefallen zu verfahren.“

Obgleich die Producte, die Einwohner und deren Sitten und Gebräuche in allen benachbarten Inseln gewissermassen die nämlichen sind, wie in Otaheite, so sind doch, einige geringe Verschiedenheiten vorhanden, die man nicht übergehn solte, weil dieses zu wichtigern Untersuchungen Anlaß geben könnte. Für jetzo aber sind diese Verschiedenheiten noch wenig bekannt.

Auf der kleinen Insel Mataja, oder Osnaburgh Eyland (das eigenlich Osnabrück heis-

sen solte) das zwanzig Seemeilen von Otaheite entfernt liegt, und einem Oberhaupt dieses letztern Landes gehört, der auch von daher einen Tribut erhält, redet man einen ganz verschiedenen Dialect wie in Otaheite. Die Männer in Mataja tragen ihre Haare sehr lang, und wenn sie in Krieg gehn, so bedecken sie ihre Arme mit einer Substanz, die mit scharfen Fischzähnen besetzt ist, und ihren Leib mit einer Chagrin ähnlichen Fischhaut. Ausserdem tragen sie Zierrathen von polirten Perlschaalen, die erstaunlich in der Sonne blitzen; eine sehr grosse Schaale dieser Art bedeckt die Brust wie ein Schild.

Die otaheitische Sprache hat viele Worte und Redensarten, die ganz von denen unterschieden sind, die in den nach Westen zu gelegenen Inseln gebraucht werden. Eine andre Verschiedenheit ist, daß man nirgends wie in Otaheite und Eimeo Aepfelbäume findet, und zwar in der erstern Insel in sehr grosser Menge. Zu den Producten dieses schönen Eylands gehört auch ein wohlriechendes Holz, genannt eahoi, das in grossem Werth in allen andern

Inseln ist, wo dieses gar nicht wächset; nicht einmal in Tiaraboo wird es gefunden, obgleich diese Halbinsel mit Otaheite zusammenhängt. Huaheine und Eimeo zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine grössere Menge Yams als die andern Inseln hervorbringen. In Mourooa findet man auf den Hügeln einen besondern Vogel, der wegen seiner weissen Federn sehr geschätzt wird.

Obgleich die Religion in allen Inseln einerley ist, so hat doch jede derselben ihren eigenthümlichen Gott. Folgendes ist davon das Verzeichniß.

Namen der Inseln.		Götter der Inseln.
Huaheine.	— —	Tahne.
Ulietea.	— —	Ooro.
Otaha.	— —	Tanne.
Bolabola.	— —	Oraa.
Mourooa.	— —	Otoo.
Toobaee.	— —	Tamouee.
Taboomanoo,	Huaheine unterw.	Tarooa.
Eimeo.	— —	Oroo hadoo.
Otaheite	Otaheite-nooe.	Oroo.
	Tiaraboo. —	Opoonoa.
Mataja.	— —	Tooboo.
Die östlichen niedern Inseln.		— Tammareet.

Auſſer der Gruppe hochgelegener Inſeln von Mataja an bis Mourooa ſind die Einwohner von Otaheite mit einer unbewohnten niedern Inſeln bekannt, die ſie Mopeeha nennen, und wahrſcheinlich Howe's Eyland ſeyn dürfte, das auf unſern geographiſchen Karten auf der Weſtſeite von Mourooa bezeichnet iſt. Die nächſt derſelben wohnenden Inſulaner beſuchen ſie bisweilen. Solche Beſuche machen ſie auch auf einigen andern kleinen nordoſtwärts von Otaheite gelegenen Inſeln, wohin man, wie ſie ſagen, mit einem guten Winde in zwey Tagen ſegeln kann. Sie heiſſen: Mataeeva, Danaa, Taboohoe, Awehee, Kaoora, Orootooa und Otavaoo; in welcher letztern groſſe Perlen gefunden werden.

Die Bewohner dieſer Inſeln kommen oft nach Otaheite und andern benachbarten Eylanden; ſie ſind von dieſen Inſulanern unterſchieden durch eine dunklere Farbe, durch ein wildes Anſehn, und durch eine verſchiedene Punctirart ihrer Leiber. In Mataeeva iſt der Gebrauch, daß Väter ihre Töchter den Fremden übergeben, die zu ihnen kommen. Dieſes

zu

zusammengebrachte Paar muß aber fünf Nächte zusammen liegen, ohne zur Hauptsache zu schreiten. Den sechsten Abend giebt der Vater des Mädchens seinem Gast ein Mahl, und ertheilt dabey der Tochter den Befehl, daß sie ihn diese Nacht als ihren Ehemann ansehn müsse. Der Fremdling darf hierbey nicht die geringste Abneigung zu erkennen geben, wenn ihm seine Schöne gleich noch so unangenehm wäre, denn dieses würde als die höchste Beleidigung angesehn, und mit dem Tode bestraft werden. Vierzig Männer von Bolabola, die durch Neugierde gereizt Mataeeva besucht hatten, wurden so behandelt. Einer von ihnen hatte unbedachtsamer Weise seine Abneigung gegen das ihm zugefallene Mädchen zu erkennen zu geben; ein Knabe hörte es, und gab davon ihrem Vater Nachricht. Diesem Bericht zufolge fielen die Mataeevaer über die Fremden her, diese kriegerischen Leute aber wehrten sich verzweifelt, und erlegten dreymal so viel als sie selbst stark waren, obgleich alle dabey umkamen, fünf ausgenommen. Diese verbargen sich in einen Wald, und sahen die

Gele-

Gelegenheit ab, als ihre Feinde mit Begrabung der Todten beschäftigt waren, in einige Häuser zu dringen, und sich mit Lebensmitteln und Wasser zu versehn. Dieses brachten sie in ihr Canoe und segelten geschwind ab. Sie fuhren Mataja vorbey, jedoch ohne zu landen, und kamen glücklich in Eimeo an. Die Bolalolaner tadelten bey diesem Vorfall ihre eigne Landsleute, und da bald nachher ein Canoe von Mataeeva bey ihnen anlangte, so waren sie weit entfernt den Tod ihrer Freunde an ihnen zu rächen; sie erklärten vielmehr, daß sie ihr Schicksal verdient hätten, und erzeigten sich gegen ihre Gäste wohlthätig.

Diese niedern Inseln sind ohne Zweifel der entfernste Gegenstand der Schiffahrt, den die Otaheiter und Societätsinsulaner bis jetzo erreicht haben. Die Vermuthung des Herrn von Bougainville scheint grundloß zu seyn, daß sie ihre Navigation bis auf die ungeheure Strecke von mehr als dreyhundert Seemeilen ausdehnen. „Ich fand, sagt Cook, daß man „es für eine Art von Wunderwerk ansah, daß „ein Canoe einst durch Sturm von Otaheite

nach

„nach Mopeeha getrieben worden war, ob-
„gleich diese Insel nicht sehr weit entfernt ist.
„Die Kenntniß, die sie von andern Inseln ha-
„ben, ist ohne Zweifel traditional, und ist
„ihnen von den Bewohnern dieser Eylande
„mitgetheilt worden, wenn sie zufälliger Wei-
„se an die hiesigen Küsten getrieben wurden.
„Von ihnen lernten sie die Namen der Inseln,
„deren Lage, und die Anzahl der Tage, die
„sie auf der See zugebracht hatten. Eben so
„kann man annehmen, daß die Einwohner
„von Wateeoo ihre geographische Liste durch
„die Namen von Otaheite und ihrer benach-
„barten Inseln vermehrt haben, die sie von
„den dem Schifbruch entrannenen Leuten ge-
„hört hatten, die wir daselbst antrafen, des-
„gleichen durch die Namen der andern Inseln,
„die diesen Fremdlingen bekannt waren."

III.

III.

Lebensart, Sitten und Gebräuche der Hottentotten.

Die südlichen Länder von Afrike wenden die Kaffernküste oder das Kaffernland genannt. *) An der Spitze derselben ist das Vorgebirge der guten Hofnung, welches auch schlechthin Cap genannt wird. Am Vorgebirge der guten Hofnung besitzen die Holländer einen Strich von der Saldanha bis zur Muschelbay, oder bis zum Klipfontyn, eine Fläche von ohngefähr 1800 Quadratmeilen. Die Gegend ist ganz wüste, und felsigt, vielleicht die unfruchtbarste auf der ganzen Erde. Ausser den spitzigen Felsen, welche das flache Land unzugänglich machen, ist der Boden so sandigt, und so arm, daß er in einer Entfernung von einigen Meilen, kaum eine Staude, oder einen

*) Kaffer, oder Ungläubige ist ein Name, den die Muhammedaner allen geben, die sich nicht zu ihrer Religion bekennen.

nen Baum hervorbringt, daher die meisten Lebensmittel von 4 bis 25 Tagereisen nach der holländischen Hauptstadt gebracht werden müssen. Die Capstadt liegt gleich am Tafelberge, und ist die Residenz eines holländischen Gouverneurs. Sie hat außer 40 bis 50000 Negersklaven, 10000 Einwohner und 1000 Häuser.

Außer den Europäern, die sich hier niedergelassen haben, wohnen in diesen Gegenden 2 Völkerschaften, nemlich die Kaffern und Hottentotten, von welchen die leztern die bekanntesten sind. Sie wohnen vorzüglich oberhalb Cap, wie auch auf einem Revier der westlichen, und östlichen Küste: — ein rohes und unwissendes Volk, aus welchem aber dennoch einige mit den Holländern im Bündniß und Handel stehen.

In Ansehung des Wuchses sind die Hottentotten so groß, als die meisten Europäer. Die in Vergleichung mit den übrigen Theilen des Körpers kleine Hände und Füße scheinen eine karakteristische Eigenschaft dieser Nation zu seyn. Ihre ganze Haut hat eine gelbbraune

Farbe,

Farbe, die der Farbe solcher Europäer, welche die gelbe Sucht im hohen Grade haben, ähnlich ist, doch ohne das sie in dem Weissen des Auges im mindesten bemerkt wird. Ihre ganze Gesichtsbildung, ihre Mienen, Geberden und Bewegungen zusammengenommen, verrathen Gesundheit und Zufriedenheit, wenigstens ein gewisses sorgenfreies Wesen, das jedoch allerdings Munterkeit und rasche Thätigkeit, Eigenschaften, welche die Hottentotten bei vorkommenden Gelegenheiten wirklich blicken lassen, zu erkennen giebt. Ihr Kopf ist mit leichten, schwarzen, wollenähnlichen Haaren bedeckt, und von einem Barte bemerkt man äußerst selten etwas bei ihnen.

Das Schminken der Hottentotten besteht darin, daß sie sich, mit einer Art Wollust, den ganzen Körper mit Fett beschmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Dies waschen sie auch nie ab. Um ihre Haut zu reinigen, thun sie auch nie etwas anders, als daß sie, wenn beim Schmieren des Wagens sich Theer oder Pech an den Händen festsezt, solches mit Kuhmist abreiben. Sie sind also äußerst unreinlich.

Fast

Fast der einzige Schmuck dieser Nation besteht darinn, daß sie zum Wohlgeruch ihren Körper und Kopf vermittelst eines von Kräutern bereiteten Pulvers über und über bepudern, oder dieses in die Salbe einreiben. Dieser Geruch ist aber zu gleicher Zeit etwas stinkend und gewürzartig, und riecht beinahe eben so, als mit Specereien vrrmischter Mohnsaamen. Die Gewächse, welche sie dazu gebrauchen, bestehen in verschiedenen Gattungen Duftstrauch, die in ihrer Sprache Buku heißen, und zugleich als kräftige Arzneimittel, selbst die Bepuderung mit diesem Pulver, als ein Verwahrungsmittel gegen mancherlei nachtheilige Wirkungen der Luft angesehen wird. Ein Fingerhut von diesem Pulver wird mit einem Lamme bezahlt.

Sowol Männer als Weiber gehen fast ganz unbekleidet, und beinahe nackend; außer daß sie kaum diejenigen Theile ihres Leibes bedecken, die die Schaamhaftigkeit verborgen gehalten wissen will. Doch ist das weibliche Geschlecht weit schaamhafter; denn die Hottentottinnen bedecken sich mit weit grösserer Sorg-

falt

falt als das Mannsvolk. Sie haben mehrentheils 2 und oft 3 Bedeckungen, die aus bereitetem und ebenfalls eingeschmiertem Leder bestehen, und mit einem Riemen befestigt, beinahe wie die Schürzen der europäischen Weiber anschließen.

Die übrige Kleidung einiger Hottentotten besteht in einem kleinen Pelzmantel von Schaafellen, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und den sie vorn auf der Brust zusammenknüpfen. Ist es nicht sehr kalt, so lassen sie ihn los und nachläßig über die Schultern hangen, da er auf die Waden reicht. Bei regnigtem und kaltem Wetter hingegen wickeln sie ihn um. Ein solcher Pelzmantel wird Karoß genannt. Mit diesem Karoß begnügt sich der Hottentotte zur Kleidung und zum Bette, indem er des Nachts auf dem bloßen Felde liegt, und wenn es kalt ist, so dicht zusammenkriecht, daß sein Koroß ihn völlig bedeckt.

Die Bedeckung des Kopfs, welche doch eben nicht üblich ist, besteht manchmal in einer eingeschmierten ledernen Mütze. Die, welche den Kolonisten benachbart sind, bedienen sich

nies

niedergekappter europäischer Hüte. Die Weiber, die ebenfalls oft mit bloßem Kopfe gehen, tragen, wenn sie etwas aufsetzen, eine Mütze von kegelförmiger Gestalt, die aus dem Segment des Magens eines Thiers ohne Nath verfertigt ist, und mit Fett und Ruß geschwärzt ist. Oben auf einer solchen Mütze tragen sie bisweilen einen andern Kopfschmuck, der in einem ovalrunden Kranze, welcher aus Büffelhaut, wovon die braunen Haare noch außen stehen, verfertigt und mit kleinen Schnecken, etwa 30 an der Zahl besetzt ist.

Ohren und Nasen zieren sie nicht mit Gehängen, bei einigen aber ist die Nase, um des Prunks willen, wit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder seltener mit einem Flecken von Röthel bezeichnet.

Der Hals ist bei den Mannspersonen bloß; die Frauenspersonen aber zieren ihn mit einem Geschmeide, welches aus 8 bis 10 an einem ledernen Riemen aufgereiheten Schnekkenhäusern besteht, die ohngefähr so groß als eine Bohne sind, und einen weissen Glanz und schwarze Flecken haben. Da diese Art von

Schnes

Schneckenhäusern nur, an einer entlegenen Küste, im Lande der Kaffern zu finden sind, so sind sie sehr theuer, und gemeiniglich kommt 1 Stück davon nicht wohlfeiler als ein Schaaf.

Der Unterleib ist der Theil, den jedes Geschlecht am sorgfältigsten schmückt. Dieser Schmuck besteht in einer oder mehrern Schnüren europäischer Glaskorallen, besonders blauer und weisser von der Größe einer Erbse, die sie mitten um den Leib wickeln.

Arme und Beine zieren beide Geschlechte mit Ringen, die aus dickem Leder gemacht und gewöhnlich rund ausgeschnitten werden. Sie sind oft 2 oder 3 mal so dicke, wie ein Gänsekiel, und nehmen durch Schlagen und Feuer eine solche Härte an, daß sie jede Beugung behalten. Die Mannspersonen tragen bisweilen 5 oder 6 an den Armen unmittelbar über der flachen Hand. Die Frauenzimmer aber an Armen und Beinen, so daß die leztern vom Fuße bis ans Knie damit bedeckt werden. Sie sitzen nicht regelmäßig, sondern große und kleine unter einander, auch sitzen sie nicht gar zu fest, sondern bewegen und drehen sich beim Ge-

hen

hen auf allerlei Art. Die Mädgen dürfen eher keine Ringe tragen, bis sie mannbar sind. Eiserne, kupferne und messingene Ringe werden für vornehmer gehalten.

Die Schuhe der Hottentotten sind von einer besondern Gestalt, und werden nur von wenigen getragen. Das Leder, woraus sie gemacht werden, ist roh, und die Haarseite nach außen gekehrt; außer daß es geklopft und feucht gemacht wird, bekommt es keine Bereitung.

Waffen gebrauchen die in der Gegend von Zwellendam und zwischen den Kolonien der Holländer wohnenden Hottentotten selten. Höchstens ist einer oder der andere von ihnen, um der Wölfe willen, mit Wurfspießen versehen, welche Haßagai heißen.

Die Wohnungen der Hottentotten sind Hütten, und in einem hottentottischen Kraale oder Dorfe sind alle Hütten überein gebauet. Einige sind zirkelrund, andere länglichrund, und gleichen einem Bienenkorbe. Die Grundfläche hat einen Durchmesser von 3 – 4 Faden. Die Höhe derselben ist so, daß kaum eine mit-

telmäsige Person darin aufrecht stehen kann. Die Thüren sind kaum 3 Fuß hoch, so daß der Hottentotte, der ohnehin mehr Vergnügen am Liegen, als Stehen hat, hineinkriechen muß. Der Heerd ist mitten in jeder Hütte. Die niedrige Thür dient statt eines Fensters, die Hütte zu erhellen, und ist zugleich der einzige Ausweg für den Rauch, den die Hottentotten auch, da sie von Kindheit auf daran gewöhnt sind, leicht ertragen können, ohne daß er ihren Augen beschwerlich fällt. — Die Materialien zu ihren Hütten sind nicht schwer zu bekommen. Dünne Sprossen oder Stäbe machen die Stender und Sparren aus, und werden zum Theil mit einander parallel, zum Theil kreuzweise aufgestellt, hernach mit andern, die um sie her mit Ruthen in die Runde fest gebunden, werden, umgeben und befestigt. Ueber diese Stender und Sparren werden große Matten zur Bedeckung gelegt. Die zur Thür gelaßne Oefnung wird im erforderlichen Falle mit einem dazu eingerichteten Felle, oder einem Stück von einer Matte, das davor gehängt wird, verschlossen. Dergleichen Matten wer-

den von einer Art Rohr oder Schilf verfertigt, so daß die Halme parallel neben einander gelegt und auf Sehnen oder Darmschnüre, oder auch wol solche Schnüre oder Faden, die sie von Europäern sich angeschaft haben, gereihet werden. Diese Matten können sie so lang machen, als die Länge der Binsen oder Schilfhalme zu läßt, das ist von 6 bis 10 Fuß. — Wenn der Hottentotte seine Wohnung abgebrochen hat, und anders wohin versetzen will, packt er Matten, Pelze und Sprossen auf eine Huh, welches einen sehr lächerlichen Anblick giebt.

Ein Dorf oder Kraal besteht aus einer Anzahl in einem Kreise beisammenstehender Hütten, so daß die Thüren sämtlich einwärts gekehret sind. Hierdurch wird ein eingeschlossener Hof, oder Burgplatz gebildet, wo sie des Nachts ihr Vieh haben. — Die Milch gießen sie sogleich zu anderer geronnenen Milch, die sie in einem ledernen Sacke, oder Schlauche aufbewahren, dessen äußere Seite oder Haarseite als die reinlichste, inwendig genommen wird; so daß sie die Milch niemals süs trinken. In gewissen nördlichen Gegenden, als dem

Rockenfelde und Bohkfelde, wo das Land dürre ist, sind die Hottentotten sowol als die Kolonisten insgesammt Viehhirten.

Buschmänner. Waldmenschen.

Dies ist eine andere Gattung der Hottentotten, die ihren Aufenthalt in buschigen oder waldigen und gebirgigten Gegenden haben. Diejenigen unter ihnen, welche um Kamdebo und den Schneeberg wohnen, sind geschworne Feinde des Hirtenlebens.

Einer ihrer Hauptgrundsätze ist, von der Jagd und vom Plündern zu leben, und kein Thier des Nachts lebendig bei sich zu behalten. Sie werden von den andern Hottentotten als wilde Thiere gejagt und ausgerottet.

Die Waffen dieser Buschhottentotten bestehen in vergifteten Pfeilen, die sie mit kleinen Bogen einige hundert Schritt weit schießen können, und womit sie auf 50=100 Schritt das Ziel mit ziemlicher Gewißheit treffen. In diesem Abstande können sie ihr Wild und ihre Feinde, selbst ein großes und gefährliches Thier, als der Löwe ist, verstohlnerweise tödten.

ten. Nach einigen Minuten liegt das Thier todt da. Die Länge der Bogen ist anderthalb Ehlen, die Dicke derselben beträgt in der Mitte 1 Zoll, und an beiden Enden sind sie sehr zugespizt. Die Sehnen sind theils von wirklichen Sehnen, theils von einer Art Hanf oder Bast gemacht. Die Pfeile sind 1 und 1 halben Fuß lang, und nicht völlig eines kleinen Fingers dicke. Sie bestehen aus einem 1 Fuß langen Rohr, das an der Grundfläche, welche gegen die Sehne zu liegen kommt, eine Aushölung hat. Das andere Ende ist mit einem 5:7 Zoll langen geglätteten Knochen versehen. Etwa 2 Zoll von der Spitze des Knochens befindet sich ein ausgehölter Federkiel, der mit Sehnen in der Absicht befestigt ist, den Pfeil desto weniger aus der Wunde herauszuziehen. Uebrigens ist der Pfeil mit einem dünnen dreieckigten Eisenblättchen versehen. Die zum Befestigen der Spitze gebrauchten Sehnen werden mit Gift bestrichen. Der Knochen scheint mehr dazu zu dienen, um den Pfeilen eine gewisse Schwere zu geben. Der Köcher ist 2 Fuß lang, und hält 4 Zoll im Durchmesser. Er

besteht aus abgeschälter Baumrinde, und Boden und Deckel sind von Leder. Um die Oefnung herum sind die meisten Köcher mit einer gelben Schlangenhaut überzogen, die für die giftigste gehalten wird. Außer einem Dutzend Pfeile enthält ein Köcher einen dünnen Sandstein, das Eisen zu schleifen, einen Pinsel, um das Gift aufzutragen, und einige hölzerne Pflöcke, deren Bestimmung man nicht weiß. Das Gift wird von verschiedenen Arten der giftigsten Schlangen genommen, es mag gegen Feinde, oder Wild gebraucht werden; denn der Hottentotte weiß wol, daß es eingenommen, und innerlich gebraucht, unschädlich ist.

Büsche und Klüfte sind die Wohnungen dieser Hottentotten. Einige sind unreinlicher als die Thiere; denn dicht bey ihren Schlafstellen hat man Unrath gefunden.

Viele von ihnen gehen ganz nackend; die welche ein Fell von irgend einem größern oder kleinern Thiere bekommen können, bedecken sich damit, von den Schultern an so tief herunter, als es reicht, und so lange, bis es in Lappen wieder abfällt.

Ihre Speisen sind wilde Wurzeln, Beeren und Gewächse, die sie roh essen; auch mancherley Arten, Gewürme und Larven, Holzwürmer, Heuschrecken, Schlangen und Spinnen.

Die Art, diese Hottentotten zu fangen besteht darin, daß einige Bauern, die Dienstvolk bedürfen, sich vereinigen, und nach solchen Gegenden in Gesellschaft ihrer Miethhottentotten, auf deren Treue sie sich verlassen können, hinreisen. Den Aufenthalt der Buschhottentotten wird man am leichtesten durch den Rauch ihrer Feuer gewahr. Man trift sie in Gesellschaften von 10: 50: 100 an. Nichts destoweniger wagt man es, nur 7 bis 8 Mann stark, in dunkler Nacht sie anzugreifen, wobey man den Kraal rund umher besezt. Sodann wird mit einem, oder mehrern Büchsenschüssen Lerm gemacht, wodurch ein solches Schrecken über den ganzen Haufen verbreitet wird, daß nur die schlauesten und dreistesten von ihnen durchzubrechen und wegzuschleichen wagen; die andern werden ohne alle Schwierigkeit gefangen, und zu Sklaven gemacht. Anfänglich werden sie glimpflich behandelt; das heißt man verbindet

mit Drohungen die schönsten Versprechungen, man schießt für sie großes und köstliches Wildprett, als Büffel, Seekühe, u. d. g. Solche angenehme Lockspeise, nebst Toback, verursacht unter beständigem Fressen und guter Pflege in kurzer Zeit, daß sie mit ziemlicher Munterkeit den Kolonisten nach seiner Heimath folgen, wo denn aber die überflüßige Bewirtung nach und nach eingeschränkt wird, und die guten Worte sich oft in Schelten und Schläge verwandeln.

Da der Buschhottentotte von Natur alle Arbeit haßt, so versucht er oft, wieder zu entlaufen, nimmt aber doch nichts mit, was ihm nicht gehört, Brandtwein, Toback und Eßwaaren ausgenommen. Zur Gewaltthätigkeit sind weder diese, noch die seßhaften Hottentotten geneigt. Man braucht sie mehrentheils das Vieh zu hüten.

Religion und Sprache haben die Buschmänner mit den eigentlichen Hottentotten gemein. Von einem Gott oder einem Wesen, als Schöpfer und Beherrscher aller Dinge wissen sie nichts, werden auch des Unterrichts davon bald überdrüßig, da aber gleichwol alle

Hot-

Hottentotten im höchsten Grad an Zauberey glauben, so scheinen sie irgend ein mächtiges böses Wesen zu erkennen, das sie aber nicht anbeten, ob es gleicht scheint, daß sie ihm alles Böse, wohin sie ohne Ausnahme, auch allen Regen, Kälte, Blitz und Donner rechnen, zuschreiben. Krankheiten halten sie für Zauberey, und der große Hause hat zu gewissen Betrügern unter ihnen, die sich für Bezahlung und um Ansehen zu gewinnen, dafür ausgeben, daß sie Wetter machen, und Krankheiten heilen könnten, ein großes Vertrauen. Mißlingt aber der Versuch in einem oder anderm Fall, so geben die Betrüger vor, daß die Schuld daran läge, weil andere weisere, oder besser bezahlte Zauberer, ihnen durch ihr Gegenhexen Hindernisse in den Weg legten. Bey diesem Aberglauben sind die Hottentotten doch nicht furchtsam im Dunkeln; doch scheinen sie eine Vorstellung von Gespenstern zu haben, und an ein künftiges Leben gewissermaßen zu glauben. Der Mond wird von den Hottentotten nicht angebetet. Sie bedienen sich nur seines Scheins, und der Kühle der Nacht, um ihre Tänze anzustellen.

Die

Die Sprache der Hottentotten ist in Ansehung der Aussprache eine der schwersten und sonderbarsten, indem fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen der Zunge, gegen den Boden des Gaums ausgesprochen wird *), die chinesischen Hottentotten unterscheiden sich durch ihren Dialekt von den übrigen hottentottischen Völkerschaften. Alle hottentottische Mundarten kommen gleichwol so weit mit einander überein, daß alle Hottentotten einander einigermaßen verstehen können.

Ein etwas flacher Strich Landes, der den obern Theil des kleinen Fischflusses einschließt, und

*) H. Prof. Sparrmann hat in seiner Reise nach dem Vorgebirge der guten Hafnung, welche aus dem Schwedischen übersetzt 1784 zu Berlin in gr. 8. herausgekommen ist, am Ende ein Verzeichniß von einigen, oft vorkommenden hottentottischen Wörtern und Redensarten geliefert. Ueberhaupt findet man in diesem Werke die Geschichte der Hottentotten und Kaffern umständlich beschrieben, und ihre vorher angeführten Werkzeuge und Kleidungsstücke deutlich abgebildet.

und von Kamdebo, (einen dürren flachen Strich Landes, der ganz nahe auf der Südseite an das Schneegebirge stößt und von Christen bewohnt wird, die sich meistens von der Schaafzucht nähren) durch die Bruyntjeshöhen oder Berge abgesondert wird, und in Beziehung auf Kamdebo hinter denselben liegt, wird Hinterbruyntjeshöhe genannt. Die Schneeberge auf der Nordseite von Kamdebo haben vom Schnee womit sie zur Winterszeit, und die Höchsten von ihnen sogar wärend eines Theils des Sommers bedeckt seyn sollen, ihre Benennung erhalten. Die niedrigen werden das ganze Jahr hindurch bewohnt; auf den Höhern aber soll der Winter so strenge seyn, daß er die Kolonisten nöthigt, in die ebenen Gegenden von Kamdebo zu ziehen.

In und hinter diesen Gebirgen halten sich die Buschmänner von der wilden räuberschen Gattung auf. Sie fügen den dasigen Kolonisten unbeschreiblich viel Schaden zu, und nöthigen sie oft, Haus und Hof im Stiche zu lassen. Aus ihren Hinterhalten schießen sie bisweilen mit giftigen Pfeilen den Schäfer unver-

merkt

merkt todt und treiben hernach seine ganze Heer-
de weg, die manchmal viele 100 Schaafe ent-
hält, aber auch das vornehmste und oft einzige
Eigenthum des Bauern ausmachen. Was sie
nicht wegtreiben können, tödten, oder verwun-
den sie im fliehen so viel, als die Zeit ihnen ver-
stattet. Verfolgt werden sie vergeblich, denn
sie sind geschwind zu Fuß, und nehmen ihre
Zuflucht auf die steilen Berge, von welchen sie
Steine auf denjenigen herunter wälzen, der un-
vorsichtig genug ist, ihnen nachzugehen. Die
Nacht verschwinden sie alsdenn auf unbekann-
ten Wegen, und versammeln sich wieder bey
Hunderten in Haufen, um von neuen zu rauben.

Wird ein Kolonist einen Buschmann ge-
wahr. so sezt er sich, sein Pferd und seine
Hunde eifriger in Feuer, um auf ihn die Jagd
zu machen, als wenn er einen Wolf oder andere
wilde Thiere jagen wollte. Ueberhaupt wer-
den diese Leute von den Bauern gewaltig ver-
folgt, und diese heftige Verfolgung ist ohne
Zweifel die Ursache, daß sie sich haufenweise
zusammenrotten, um das weitere Vordringen
der Europäer zu verhindern, welche ihnen oh-

nehin

nehin schon die besten Gegenden, Wohnörter, und Jagdreviere genommen haben.

Die Heurathsceromonien sind bey den Buschhottentotten keine andere, als die natürlichen: Neigung und Einwilligung von beyden Seiten, und physische Vollziehung der Ehe.

Die Begräbnißfeyerlichkeiten sind bey allen Arten der Hottentotten, einerley, und bestehen darin, daß der Todte entweder nackend oder in seinem Pelz gehüllet in ein Loch oder einen Gang, unter der Erde gesteckt wird, wo er gewöhnlich nichts anders, als der Fraß eines oder des andern Raubthieres werden kann, wiewol man gemeiniglich die Oefnung des Loches oder Ganges mit Zweigen, oder Büschen zustopft.

Eine abscheuliche Gewohnheit der Hottentotten besteht darinn, daß sie ihre säugenden Kinder, wenn die Mutter ihnen absterben, lebendig zu begraben pflegen.

Eben so finden sich auch Beyspiele von der abscheulichen Gewohnheit, daß sie die Alten und Schwachen unter ihnen, aus der Gemeinschaft zu verstoßen pflegen, um sie zu Tode hungern zu lassen.

Die Buschmänner zu bessern, und in Rücksicht auf die Kolonisten zu nüzlichern Menschen zu bilden, hat man zwar nicht versucht; um aber von der Gemüthsart derjenigen, die theils als Dienstboten gemiethet, theils zur Sklaverey gezwungen worden, zu urtheilen, scheint es nicht unmöglich, sie verständiger, gesitteter und besser zu machen. Vermuthlich aber werden die, in Ansehung ihrer, herrschende Grundsätze sowol, als die, gegen sie schon begangene Grausamkeiten der Ausführung solcher Absichten, noch viele Hindernisse in den Weg legen. —

Unter den Flüssen, welche durch das Land der Hottentotten laufen, sind der t'Kamsi:t' Kay, der t' Nu t' Kay, der kleine Zomo, und der große Zomo die grösten. Jenseit des Zomo fängt ein anderes Volk an, das die chinesischen Hottentotten die Tambucki nennen, und ihnen in Ansehung der Farbe und des Wuchses ähnlich, dabey aber mächtig, und streitbar seyn soll. An diese Nation gränzt, nach ihrer Erzählung, eine noch streitbarere, und muthigere, der sie den Namen, Mambucki beilegen.

IV.

Ausserordentliche Begebenheiten auf dem Weltmeer im Jahre 1765.

Nach den öffentlichen Aussagen vor dem Lordmajor in London George Nelson gerichtlich bestätigt.

Der Schifscapitain Harrison, auf dessen Schiff sich die folgenden Vorfälle ereigneten, hat diese Erzählung selbst geschrieben, und bemerkt im Eingange, daß er es gewissermaassen für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Vorsehung halte, welcher er allein seine wunderbare Errettung zu danken habe, diese Nachrichten dem Publiko mitzutheilen; und sein Beyspiel ist ein deutlicher Beweis, wie wenig wir berechtigt sind, uns auch in solchen Fällen der Verzweiflung zu überlassen, wo wir keine wahrscheinliche Rettung vor uns sehn.

Er seegelte am 25sten August 1765 von Neuyork ab, passirte den 27. desselben Monats Sandy Hook, und kam am 5. October mit seiner Ladung von Hausgeräthe, Stäben,

Wachs

Wachs, Fischen u. a. m. glücklich zu Fyal, dem Orte seiner Bestimmung an. Nachdem er sein Schiff ausgeladen, nahm er eine Ladung Wein, Brantwein u. s. w. für Neuyork ohngefähr den 22. October ein, und als alles fertig war, gieng er den 24ten October halb zwölf Uhr Vormittage, mit einem frischen S. O. Winde von Fyal unter Seegel; als er um sechs Uhr Abends die Insel drey Meilen nordwärts sahe, so verlohr er das Land bald aus dem Gesichte und hatte Ursache eine glückliche und geschwinde Reise zu hoffen. Am 29sten aber änderte sich der Wind und blies bis zum 2ten December beynahe unaufhörlich mit so vieler Heftigkeit, daß ihm nur sein grosses Seegel allein übrig blieb, welches die Matrosen ausbesserten, denn ihre Aussichten waren höchst traurig, indem das Schiff, welches so lange gegen Wind und Wellen gekämpft hatte, nun sehr leck geworden war, und ihr Vorrath an Speisen hatte auch so abgenommen, daß der Capitain sich gezwungen sahe, jeden Mann auf zwey Pfund Brod wöchentlich zu setzen; überdies bekam jeder noch täglich ein Maaß

Wein und ein halb Maaß Wasser; aber auch diese Portion ward er bald genöthigt nach und nach zu vermindern, bis endlich jeder Bissen Speise verzehrt, und auf dem Boden des Fasses, auch nicht über zwey Gallons schmutziges Wasser mehr vorhanden war. „Meine armen „Leute, sagt der Capitain, die durch unauf„hörliche Arbeit und Mangel an Nahrung er„schöpft waren, fiengen endlich an ungeduldig „zu werden, und griffen die Ladung an, da „sie den Wein und Brantwein als die einzigen „Mittel ansahen, ihr Leben zu erhalten, und „ich durfte mich nicht widersetzen, wenn sie sich „dessen bemächtigten, — nur fürchtete ich die „Folgen der Unmässigkeit, womit sie über „diese Getränke herfielen, wovon die unauf„hörlichen Flüche und Lästerungen schon ein „Beweis waren. Ich für meinen Theil ent„hielt mich so viel als möglich des Weins, und „gieng sehr sparsam mit dem Bodensatze aus „dem Wasserfasse um, welcher in der Folge von „unendlichem Nutzen für mich, und wahrschein„licher Weise die Mittel zu meiner Erhaltung „in diesem grossen Elende waren.“

„Un-

„Unser Schiff war einige Zeit von Wind
„und Wellen herum geworfen worden, als
„wir mitten aus der Verzweiflung zu der un-
„aussprechlichsten Freude übergiengen, weil
„wir am 25sten December des Morgens ein
„Seegel entdeckten. Alles lief aufs Verdeck;
„wir hingen mit größter Geschwindigkeit ein
„Nothzeichen aus, und hatten um eilf Uhr
„das Glück, dem Schiffe so nahe zu kommen,
„daß wir unsre Noth vorstellen konnten; wir
„erhielten von dem Capitain das Versprechen
„einiger Unterstützung, die aber gering schien,
„denn es sollte nur in sehr wenig Brod bestehn,
„wobey er uns versicherte, daß er selbst in
„jedem andern Artikel eingeschränkt sey. Da
„ich nicht den geringsten Zweifel in sein Wort
„setzte, so begab ich mich in die Kajüte, um
„auszuruhen, denn ich war von Hunger und
„Arbeit erschöpft; allein kaum war ich einige
„Minuten da gewesen, als meine Leute mit
„Blicken voll unaussprechlicher Verzweiflung
„zu mir kamen, und mir mit kaum vernehmli-
„chen Tönen sagten, daß sich das Schiff mit
„möglichster Geschwindigkeit von uns entferne,

„und nun nichts als der Tod für uns übrig „bliebe. — Ich kroch auf das Verdeck so ge„schwind ich konnte, und sahe leider die Wahr„heit dieser Nachricht. Mein Volk erfüllte „die Luft mit ihrem Geschrey, und vermehrten „es, je mehr sie jenen aus dem Gesicht ver„lohren. Der unerbittliche Capitain setzte sei„nen Lauf fort, ohne uns eines Blickes zu „würdigen, und verhärtet gegen alle Empfin„dungen des Mitleids und der Menschlichkeit „ist er vermuthlich noch stolz auf die Geschick„lichkeit gewesen, mit welcher er sich von uns „los machte. — Noch einen Beweis seiner „Grausamkeit darf ich nicht übergehn; als ich „ihn zuerst sprach, sagte ich, weder ich noch „einer von meinen Leuten wollten einen Bis„sen von seinem Vorrathe verlangen, wenn er „uns nur aus unserm beynah unbrauchbaren „Schiffe heraus nehmen wollte, worin wir je„den Augenblick in der Gefahr zu ertrinken „waren, weil die Oefnungen in demselben sich „stündlich vermehrten, und die Kräfte der Ma„trosen durch das häufige Pumpen nach Ver„häftniß abnähmen. — Diese Bitte schlug er

„mir

„mir völlig ab, obgleich die Erfüllung derſel-
„ben bey einer vorkommenden Noth von groſ-
„ſem Nutzen für ihn geweſen ſeyn würde, oh-
„ne ihm der geringſten Unbequemlichkeit aus-
„zuſetzen.“ *)

„Nachdem meine Leute auf dieſe Art alle
„Ausſichten zu irgend einer Unterſtützung ver-
„lohren hatten, ſo zeigte ſich auf ihren Geſich-
„tern ein gewiſſes finſtres Weſen, welches ſie
„für das gegenwärtige Unglück ſo wohl als das,
„was wir noch zu erwarten hatten, völlig
„gleichgültig zu machen ſchien, zugleich aber
einen

*) Ohne die Unmenſchlichkeit des fremden Schiffers nur im geringſten entſchuldigen zu wollen, in ſo fern ſie die Verſagung der Lebensmittel betraf, war doch die abſchlägige Antwort, die Equipage des Schiffs ſämmtlich aufzunehmen, weniger unnatürlich. Wie lange würde wohl der Vertrag der neuen Gäſte, nichts zu verlangen gehalten, worden ſeyn, da der Hunger in ihren Eingeweiden wüthete, und ſie daher wohl unmöglich lange in dieſer Lage müſſige Zuſchauer bey dem Satteſſen ihrer Schiffskameraden geblieben ſeyn dürften.

„einen festen Entschluß verrieth, für ihre Erhal-
„tung bis auf den letzten Augen' lick zu sorgen.
„Durch diese Betrachtung angetrieben, war-
„fen wir unsre Augen auf eine Katze und ein
„paar Tauben, welches die einzigen noch le-
„benden Creaturen am Bord ausser uns selbst
„waren. Die letztern schlachteten wir zu un-
„serm Mittagsmahle am Christtage, und den
„folgenden Tag die Katze, worüber wir das
„Loos warfen, indem neun Mann sich davon
„sättigen sollten. — Ich bekam den Kopf zu
„meinem Antheile, und erinnere mich nicht,
„jemals etwas mit so vielem Geschmacke ver-
„zehrt zu haben; die dringende Nothwendig-
„keit hatte meine Abneigung für solcher Speise
„völlig überwunden, und das Wüthen eines
„unglaublichen Hungers dasjenige zu einem
„vortreflichen Gerichte gemacht, woran ich
„bey einer andern Gelegenheit nicht ohne den
„größten Ekel würde haben denken können.
„Nachdem die Katze völlig verzehrt war, fien-
„gen die Leute an die kleinen Muscheln, wel-
„che sich unten am Boden der Schiffe zu hän-
„gen pflegen, zusammen zu schaben, allein

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

„diese Unterstützung war sehr gering, weil die „Wellen diejenigen, die über dem Wasser wa„ren, größtentheils abgespült hatten, die Ma„trosen auch zu schwach waren, um sich über „den Bord heraus hängen, und selbige samm„len zu können; ihr immerwährender Rausch „schien zwar auf gewisse Art ihren Muth zu „unterhalten, ob er gleich die Verderbniß der „Gesundheit beschleunigte, und jeder Scha„ten von Nachdenken wurde durch eine Reihe „von Flüchen und Lästerungen verdrängt."

„Am 28sten Dezember (als wir durch „anhaltende südliche Winde beynahe in den „41sten bis 42sten Grad nordlicher Breite „beständig nordwärts getrieben worden waren) „überfiel uns in N. W. gen N. und N. W. „ein erschrecklicher Sturm, der uns den einzi„gen Ueberrest aller Seegel, das grosse See„gel vollends nahm, so daß wir nun in dem „eigentlichsten Verstande ein blosses Wrak *) „waren. Der Tod schien nun so unvermeid„lich

*) Wrak bedeutet ein Schiff, das völlig unbrauchbar geworden ist.

„lich gewiß, daß ich auch die letzte Zuflucht
„aller Unglücklichen, die Hofnung nun völlig
„aufgab, und mich zu dem Schritte in die
„Ewigkeit bereit machte. Bis zu diesem Zeit-
„punkt meiner Erzählung konnte ich umständ-
„lich und richtig mein Journal fortsetzen, das
„Folgende aber habe ich größtentheils, da ich
„nun unfähig wurde, eine Feder zu halten,
„entweder blos aus meinem Gedächtnisse, oder
„durch einige Zeichen, die ich mit Kreide mach-
„te, gesammlet. Den 13ten Januar 1766,
„da wir noch immer der Willkühr der Wellen
„überlassen waren, kam der Steuermann an
„der Spitze des übrigen Schiffsvolk halb be-
„trunken in meine Kajüte. Das Gräßliche
„in seinen Blicken schien mich schon von dem,
„was er mir vorzutragen hatte, zu unterrich-
„ten; er sagte mir, sie könnten nun nicht län-
„ger aushalten; ihr Taback sey alle, sie hät-
„ten schon das ganze Leder an den Pumpen
„und die Knöpfe von ihren Jacken *) weg ge-
fressen;

*) Die englischen Matrosen haben größtentheils le-
derne Knöpfe an ihren Schiffskleidern.

A. d. U.

„fressen; es bliebe ihnen nun nichts mehr übrig
„als zu loosen, und einen Einzelen unter sich
„der allgemeinen Erhaltung aufzuopfern; sie
„hoften deswegen meine Zustimmung zu ihrem
„Entwurfe, und baten mich um eine entschei-
„dene Antwort.“

„Da ich sahe, daß das Getränke stark bey
„ihnen wirkte, so versuchte ich es, sie von
„ihrem Vorhaben durch gute Worte abzubrin-
„gen; ich bat, sie möchten sich zur Ruhe be-
„geben, und wenn die Vorsicht bis zum fol-
„genden Morgen keinen Ausweg zeigte, so
„wollten wir alsdenn die Sache ferner in Ue-
„berlegung ziehn. Allein, anstatt meinen
„Vorstellungen Gehör zu geben, versicherten
„sie mich mit den schrecklichsten Flüchen, daß
„das, was gethan werden solle, sogleich ge-
„schehn müsse; auch sey es ihnen gleichgültig,
„ob ich meine Einwilligung dazu gäbe oder
„nicht, denn ob sie gleich so gütig gewesen,
„mich von ihrem Entschlusse zu benachrichtigen,
„würden sie mich dennoch nöthigen, eben so
„wie jeder andere mit Antheil zu nehmen, weil
„das allgemeine Elend jetzt alle gleich mache.

Weil

„Weil ich schon längst wegen ihrer beständigen „Trunkenheit einige persönliche Beleidigungen „befürchtete, so hatte ich deswegen mein Ge„wehr fertig gemacht, um bey einem Ueberfalle „bereit zu seyn — allein dies war eine vergeb„liche Anstalt, denn ich war auf keinen Fall „vermögend, Gewalt durch Gewalt zu ver„treiben. Als ich sie nun völlig taub gegen „jede meiner Vorstellungen fand, so erklärte ich „ihnen, daß sie zwar thun könnten was sie woll„ten, allein sie dürften nie hoffen, daß ich mei„ne Befehle zum Tode desjenigen geben würde, „den das traurige Loos treffen könnte, und „noch viel weniger, daß ich einigen Antheil an „dieser schaudervollen Nahrung nehmen würde. „In wenig Augenblicken kamen sie zurück, und „berichteten mir, daß sie alle ihr Leben aufs „Spiel gesetzt, und das Loos auf einen Neger, „der einen Theil meiner Ladung mit ausmachte, „gefallen sey. — Die kurze Zeit, welche sie „zu dieser Verloosung angewendet hatten, und „die geheimnißvolle Art, womit sie bey der gan„zen Sache zu Werke gegangen waren, flößte „mir einen starken Verdacht ein, daß der arme

„Aethiopier bey dieser traurigen Gelegenheit
„nicht ganz ehrlich behandelt worden war; al-
„lein nach einer kurzen Ueberlegung wunderte
„ich mich, daß sie ihm noch die Ehre erzeigt,
„ihn als ihres Gleichen zu behandeln. — Der
„unglückliche Schwarze, der seine Bestim-
„mung nur zu gut wußte, war bey der Hand,
„und als er einen von diesen Kerls gewahr
„ward, der ein Pistol lud, ihn umzubringen,
„stürzte vor mich nieder, und bat mit Thränen,
„sein Leben zu retten. In seinem Unglücke
„war ich kraftlos und unvermögend ihm zu hel-
„fen; sie schleppten ihn an das Steuerruder,
„und schossen ihn in weniger als zwey Minuten
„durch den Kopf. Nur eine kurze Zeit liessen
„sie ihn liegen, ehe er aufgerissen wurde, weil
„sie Willens waren, seine Eingeweide zum
„Abendessen zu braten, wozu schon ein grosses
„Feuer bereit war; allein einer von den besten
„Matrosen, James Campbell, dessen Begier-
„de nach Nahrung zu heftig war, riß die Leber
„aus dem Körper, und verzehrte selbige ganz
„roh, obgleich das Feuer, wie ich schon er-
„wähnt habe, fertig war, sie zuzurichten.

Der

„Der Unglückliche büßte heftig für seinen Heis-
„hunger, denn er starb nach drey Tagen in
„der größten Raserey, und ward den Morgen
„drauf über Bord geworfen.“

„Die Leute giengen mit dem Körper des
„Negers so wirthschaftlich als möglich um,
„und setzten sich selbst auf Portionen, die ihnen
„viele Tage lang Nahrung verschaften. Als
„er aber beynahe verzehrt war, hörte ich sie
„sehr frey über neue Mittel, diesen Mangel
„zu ersetzen, berathschlagen. Das Resultat
„war, — mich umzubringen, ehe sie einander
„selbst auffrässen. Man wird leicht glauben,
„daß, wenn ich wenig Schlaf hatte, ehe ich
„ihren Entschluß wußte, dessen noch weniger
„für mich übrig blieb, nachdem ich von ihrem
„Vorhaben unterrichtet war. Nach dem Ver-
„häl tnisse also, wie des Negers Fleisch ab-
„nahm, wuchs meine Angst, und mit jeder
„Mahlzeit, zu welcher sie sich setzten, sah ich
„mich meinem Ende einen Schritt näher. In
„dieser Lage blieben wir bis zum 28sten oder
„29sten Januar, als der Steuermann mit
„mehrerer Großmuth als ich wegen der letzten

„Unterhaltung hoffen konnte, wieder an der „Spitze der übrigen zu mir kam, und mir sagte, „daß, da der Neger nun schon seit verschiede„nen Tagen völlig verzehrt sey, und kein Schiff „sich sehen lasse, von welchem man auch nur „den geringsten Schatten von Hofnung erwar„ten könne, so wäre es nothwendig, wieder „zu loosen, — denn es sey doch besser einzeln, „als alle auf einmal zu sterben."

„Da ich sie völlig unlenkbar fand, und nur „zu viel Ursache hatte, einige Hinterlist zu be„fürchten, wenn ich mich nicht drein mengte, „so versuchte ich es, mich im Bette in die Hö„he zu richten, foderte Feder, Dinte und Pa„pier, und rief sie alle in die Kajüte. Wir „waren noch in allem sieben, und die Loose „wurden nun auf die nemliche Art gezogen, wie „bey der Lotterie zu Guildhall. Das Loos traf „zwar nicht mich, allein es fiel auf einen Na„mens David Flatt, den besten meiner Leute, „und den einzigen Mann, auf den ich einiges „Vertrauen setzen konnte. Das Schrecken bey „dieser Entscheidung war groß, und die Vor„bereitung zum Tode fürchterlich. Das Feu„er

„er brannte schon beym Steuerruder, und
„alles wurde fertig gemacht, das unglückliche
„Opfer hinzurichten. Ein tiefes Stillschwei-
„gen herrschte unter der ganzen Gesellschaft,
„und würde noch länger gedauert haben, hätte
„nicht der Unglückliche, der ziemlich gefaßt
„schien, es selbst auf folgende Art gebrochen:
„Meine lieben Freunde und Mitgefährten im
„Unglücke, sagte er, alles, was ich von euch
„zu bitten habe, ist, daß ihr mich so geschwind
„umbringt wie den Neger, und mich so wenig
„als möglich leiden lasset; hierauf wendete er
„sich zu einem Namens James Doud, (der
„den Neger erschossen hatte) und sagte, ich
„will, das Du mich erschiessest; dieser ver-
„sprach es ihm sogleich, jedoch mit augenschein-
„lichem Wiederwillen, und nun bat jener noch
„um eine kurze Zeit, sich zu seinem Ende zu
„bereiten, welches ihm auch von der ganzen
„Gesellschaft willig zugestanden ward, die im
„Anfang sogar geneigt schien, nicht auf die
„Vollstreckung des Urtheils zu dringen, weil
„er von allen sehr geschätzt ward. Allein einige
„Schlucke Wein unterdrückten bald diesen ge-

ringen

„ringen Schimmer von Menschlichkeit; jedoch,
„um ihm ihre Achtung zu bezeigen, entschlos-
„sen sie sich, ihn bis um eilf Uhr am andern
„Morgen leben zu lassen, in der Hofnung,
„daß die Vorsehung während dieser Zeit irgend
„ein ander Mittel zu seiner Rettung zeigen wer-
„de, zugleich baten sie mich, ihm Gebete vor-
„zulesen, und versprachen, mit größter An-
„dacht mitzubeten; ich war über diese Wen-
„dung sehr froh, und ob ich gleich eben nicht
„sehr geschickt zu dieser Arbeit war, so strengte
„ich dennoch alle meine Kräfte an, und sahe
„mit Vergnügen, daß sie sich mit ziemlicher
„Anständigkeit betrugen.“

„Ich war von dem Lesen so abgemattet,
„daß ich einer Ohnmacht nahe war, als ich
„mich niederlegte, unterdessen hörte ich doch
„die ganze Gesellschaft mit dem unglücklichen
„Flatt reden; sie sagten ihm nemlich, sie hoften,
„Gott werde einen Weg zu seiner Rettung zei-
„gen, und versicherten ihn, ob sie gleich noch
„keinen Fisch weder gesehen noch gefangen hät-
„ten, so wollten sie dennoch bey Anbruch des
„Tages alle ihre Angeln auswerfen, um alles

mög-

„mögliche zu versuchen, ihrem Mangel abzu-
„helfen, und sein Schicksal zu lindern. Un-
„glücklicherweise wurde der arme Mensch gegen
„Mitternacht völlig taub, und ungefähr um
„vier Uhr des Morgens war er in Raseren.
„Als seine Cameraden seinen Zustand gewahr
„wurden, überlegten sie, ob es nicht mensch-
„licher sey, ihn sogleich umzubringen; allein
„der erste Entschluß, ihn bis eilf Uhr des an-
„dern Morgens beym Leben zu lassen, behielt
„die Oberhand, und sie giengen zur Ruhe,
„bis auf einen, der die Aufsicht auf das Feuer
„hatte. Sie unterließen diese Vorsicht, bey
„allen ihren Ausschweifungen, nie.“

„Gegen acht Uhr des nächsten Morgens,
„als ich eben in meiner Kajüte an das bevor-
„stehende Ende des armen Flatt dachte, der
„nur noch drey Stunden zu leben hatte, traten
„zwey Matrosen mit Blicken voll Erwartung
„herein, und berichteten mich, daß sie ein See-
„gel entdeckt hätten, sie hielten es für ein gros-
„ses Schiff, und es schiene uns in der vortheil-
„haftesten Direction, die wir nur wünschen
„könnten, zu erwarten. Die armen Leute fan-

den

„den meine Befehle nunmehr ihrer Erhaltung „so angemessen, daß sie denselben mit größter „Freudigkeit folgten, und ich hatte verschiede„nemale das unaussprechliche Vergnügen, sie „auf dem Verdecke für Freuden springen und „ausrufen zu hören: Es nähert sich, es wendet „sich nach uns! Als es wirklich sehr sichtbar „näher kam, dachten sie auch an ihren unglück„lichen Gefährten Flatt, der aber völlig auffer „Stande war, sich einen Begriff von seiner „wunderbaren Befreyung zu machen. Allein „mitten in ihren freundschaftlichen, theilneh„menden Bemühungen um ihn vergassen sie „dennoch nicht, einen Freudentrunk in Vor„schlag zu bringen, — und nur mit der größten „Mühe konnte ich sie überführen, daß dieser „Einfall bey unsrer traurigen Lage sich gar „nicht schicke. Meine Vorstellungen hatten „einigen Erfolg, und alle bis auf den Steu„ermann, der schon seit einiger Zeit sich dem „viehischten Grade von Trunkenheit überlassen „hatte, liessen diesen unzeitigen Einfall fahren.“

„Nachdem wir eine geraume Zeit mit ängst„licher Beobachtung des Schiffes und seiner

„Bewegungen zugebracht hatten, sahen wir „endlich deutlich ein stark bemanntes Bodt ge„rade auf uns zu rudern, und nach einiger Zeit „langte es an der Seite unsers Schiffes an; al„lein unsre Erscheinung war so fürchterlich, daß „die Matrosen sich mit Blicken voll Verwun„derung auf ihre Ruder stützten, und fragten „was wir eigentlich wären? Nachdem wir ih„nen gehörige Nachricht gegeben hatten, ka„men sie an Bord, und baten uns, mit mög„lichster Eil unser elendes Wrak zu verlassen, „damit sie nicht von einem Windstosse übereilt „würden, ehe wir ihr Schiff erreichen könnten. „Da sie sahen, daß ich unvermögend war, „selbst ins Boot zu steigen, so gaben sie Seile „her, mit denen ich hinuntergelassen ward, „meine Leute folgten, und ich habe wohl nicht „nöthig zu sagen, daß es mit der größten Be„reitwilligkeit geschah.“

„Als wir eben abstossen wollten, rief einer „von meinen Leuten, daß der Steuermann „fehle; in der allgemeinen Verwirrung war die „Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich selbst ge„richtet, und es war beynahe ein Wunder,

daß

„daß jemand sich seiner erinnerte. Er ward „unterdessen sogleich gerufen, und erschien end„lich mit sichtbarem Erstaunen über die Menge „Volks, denn der Freudentrunk, welchen er „in reichlichem Maasse zu sich genommen, hat„te alle Erinnerung bey ihm vertrieben. Nach„dem wir ihn ins Boot genommen hatten, stie„sen wir ab, und erreichten ungefähr in einer „Stunde das Schiff, wo wir mit einer Men„schenfreundlichkeit aufgenommen wurden, die „dem Capitain die größte Ehre macht; er war „bey unsrer Ankunft mit allen Passagiers, aus „einer Bewegung des Mitleidens sowohl, als „der Neugierde auf dem Verdeck; allein unsre „hohlen Augen, eingefallnen Wangen, lange „Bärte und abgezehrten Gestalten machten „solchen Eindruck auf sie, daß der Capitain, „indem er mich mit vieler Höflichkeit selbst in „seine Cajüte führte, für Schrecken zitterte, „und Gott dankte, der ihn zum Werkzeuge „unsrer Rettung ausersehn hätte. Der Name „dieses großmüthigen Mannes war Thomas „Evers, er führte das Schiff Susanna von „Virginien nach London, wohin es eigentlich

ge=

„gehörte. Einige Tage vorher hatten sie selbst „einen heftigen Sturm ausgestanden, und ihr „Vorrath an Lebensmitteln war nicht groß; „allein der menschenfreundliche Capitain ließ „sich hierdurch nicht abhalten, sich unsrer an„zunehmen, ob er gleich durch diesen Zuwachs „von sieben Personen in kurzer Zeit genöthigt „ward, die ganze Mannschaft auf die Portion „von zwey und ein halb Pfund Brod wöchent„lich und täglich auf ein Quart Wasser und „ein halbes Pfund gesalznes Fleisch zu setzen. „So seegelten wir lange bey bösem Wetter, „wovon das Schiff so leck ward, daß die Leute „unaufhörlich pumpen mußten, und hofften „immer einem Schiffe zu begegnen, welches „unserm Mangel einigermassen abhelfen könn„te; allein wir sprachen nur einen Franzosen „von Cap Francois, der sich aber in eben so „dürftigen Umständen befand, als wir."

Den andern Tag, nachdem Capitain Har„rison auf der Susanna angekommen war, ward der Steuermann desselben, Archibald Micolson, ein Opfer seiner Unmässigkeit, und starb; er hatte durch den Trunk seinen Magen

so geschwächt, daß keine ordentliche Nahrung mehr darin blieb. Die übrigen von Harrisons Leuten waren sehr krank, und der unglückliche Flatt blieb sinnlos; nur zwey von ihnen waren bis zu ihrer Ankunft zu Dartmouth im Stande, einige Dienste zu thun.

Da Capitain Harrison das Schiff und die Ladung in Neuyork hatte assecutiren lassen, so hielt er es zum Besten der Eigenthümer für nothwendig, die nöthigen Anstalten zu ihrer Sicherheit zu machen. Er wendete sich deswegen bey seiner Ankunft in London sogleich an einen Notarius, und ließ die nöthigen Papiere und Attestate ausfertigen. Er gieng hierauf in dem Schiffe, die Hofnung, zurück nach Neuyork, um im Schooße seiner Familie von dem ausgestandenen Elende auszuruhen.

V.

V.

Beschreibung von Grönland.

Grönland ist das äußerste Stück Land, das in Norwegen im atlantischen Meer zwischen Europa und Amerika, oder genauer, zwischen Island und einem Theil von Nordamerika liegt, gegen Nordost an Labrador, gegen Westen aber an die Davisstraße gränzt, und von den Geographen gemeiniglich unter die noch unbekannten Nordländer gerechnet wird. Es erstreckt sich von der südlichen Spitze, dem Vorgebirge Farewell und Statenhuk im 59sten Grad und 50 Minuten rechter Hand Nordostwärts gegen Spitzbergen zu, bis in den 80sten Grad, und linker Hand dem nördlichen Amerika gegen über, Nord-West- und Nordwärts bis etwa in den 78sten Grad. So weit sind die Küsten dieses Landes entdeckt worden. Die Nachrichten von Grönland sind überhaupt noch unvollkommen. An den Küsten ist es,

wegen der Klippen und Eisberge, welche sie umringen, sehr schwer ans Land zu kommen. Man behauptet sogar, die Straße Forbisher wäre heut zu Tage so sehr mit Eis angefüllt, daß man zweifle, ob jemals eine Meerenge da gewesen sey. Die östliche Küste von Grönland, welche Island gegen über liegt, und die man gemeiniglich das alte, verlohrne Grönland nennet, ist ganz und gar unzugänglich, und zwar wegen des Treibeises, welches von Spitzbergen herkömmt, und bisweilen sogar die Straße zwischen Island und Grönland verstopfet, die doch ohngefähr 35 Meilen breit ist. Dies hat man unter andern 1766 gesehen, da die Fischerfahrzeuge niemals bey dem Nordervorgebirge vorbeyseegeln konnten.

Ob Grönland eine Insel, oder eine Halbinsel sey, hat bisher noch nicht ausgemacht werden können, da noch kein Schiff wegen des Eises das Ende gegen Norden erreicht hat.

Es ist zuerst von einem gewissen Gunbiörn gefunden, und im Jahr 982 von einem gewissen Erik, mit dem Zunahmen Raude, oder Rothkopf, welcher von Island dahin kam,

noch

noch weiter entdeckt worden. Die grünen Triften, die er daselbst verhältnismäßig gegen Island fand bewogen ihn, diesem Lande den Namen Grönland, welches ein grünes Land bedeutet, zu geben. Er fand Wilde daselbst, welche vermuthlich von Amerika dahin gekommen waren, von deren Ursprunge man aber nichts gewisses weiß. Als der König von Norwegen von dieser Entdeckung Nachricht erhielt, schickte er eine Kolonie und christliche Glaubenslehrer dahin. Im Jahr 1256 empörten sich die Grönländer wider den König Magnus, aber er brachte sie 1261 mit Hülfe der Dänen wieder unter seine Gewalt. Die schwarze Pest, welche alle Nordländer verwüstete, unterbrach die Fahrt nach Grönland, und dieses Land ward länger als 200 Jahr gänzlich vergessen. Martin Forbisher lief 1576 von England aus, in der Absicht, Grönland aufzusuchen. Aber das Eis lies ihn daselbst nicht eher ans Land kommen, als im Jahr 1577. Er gab seinen Namen einer unter dem 63sten Grad der Breite gelegenen Meerenge. Im Jahr 1585 gieng John Davis, welcher auch

in

in den neuern Zeiten die westliche Küste von Grönland zuerst gesehen hat, weiter nordwärts, und gab gleichfalls seinen Namen einer Meerenge, die er entdeckte.

Wenn die Schiffer Grönland nennen, so verstehen sie gemeiniglich die über Lappland, zwischen den 75 und 80 Grad belegenen Inseln Spitzbergen, nebst der gegenüber liegenden unbewohnten Ostseite von Grönland. Die Westseite, die nunmehr wieder vom 62 bis 75 Grad von Europäern bewohnt ist, nennen sie von dem großen Meerbusen, welcher Grönland von Amerika scheidet, und von dem oben genannten Engländer entdeckt, seit dem aber des Wallfischfangs halber, von allerley Nationen, besonders von Holländern häufig befahren worden, die Straße Davis. Eigentlich nennt man nur die Meerenge, die sich zwischen dem Vorgebirge Walsingham, auf James-Eyland in Nordamerika, und der Südbay in Grönland vom 67sten Grad bis in den 71sten über Disko-Eyland hinauf erstrecket, und etwa 35 Meilen breit ist, die Straße Davis; denn bis dahin ist zwischen Grönland, und

Terra

Terra Labrador, ein weites Meer. Die Schifer aber nennen gern das ganze Gewässer, an der Westseite, mit diesem Namen.

Im Jahr 1605 schickte Christian IV. 3 Schiffe dahin, welche eine Handlung mit den Grönländern anfiengen, und deren fünfe mit nach Kopenhagen brachten, die aber vor Betrübniß, von ihrem Vaterlande entfernt zu seyn, daselbst starben. Im folgenden Jahre schickte er abermals 5 Schiffe dahin, und 1616 ließ eben dieser König den Schifskapitain Munk mit 2 Schiffen nach der Hudsonsbay auslaufen, um von der Nordwestseite eine Durchfahrt zu suchen. Dieser Kapitain Munk war es, welcher dem Vorgebirge, welches die südliche Spitze von Grönland ausmacht, den Namen Farewell gab, welches nach dem Englischen so viel heißt, als Lebewohl. Im Jahr 1636 schickten die Kaufleute von Koppenhagen 2 Schiffe nach der Meerenge Davis, welche mit den Grönländern handelten, und viel Goldstaub mit zurück brachten. Man weiß nicht, aus was für einer Ursach diese Handlung von den Dänen noch einmal bis 1718 ist

ver:

verabsäumt worden, da ein Prediger, Namens Hans Egede, voll geistlichen Eifers vom Könige die Erlaubniß erhielt, als Mißionar mit seiner ganzen Familie nach Grönland zu gehen. Alle Grönländer, denen er das Evangelium predigte, hatten die größte Hochachtung für ihn. Durch ihn, und den Kaufmann Jentoft, ward auf Veranlassung einer Kompagnie in Bergen, die Kolonie Giodhaab, d. i. gute Hofnung, 1721 erbauet, und 1728 von dem Gouverneur Paars auf das feste Land verlegt. Im Jahr 1731 ließ der König von Dännemark alle seine Unterthanen, die er in Grönland hatte, zurückkommen, Egede allein, blieb mit seiner Familie daselbst. Im Jahr 1733 beschloß die Krone aufs neue den grönländischen Handel mit Nachdruck zu betreiben, und schickte 1734 wieder dahin. Der Kaufmann Jacob Severin erhielt die königliche Erlaubniß zur Fortsetzung dieses Handels, wozu ihm jährlich 3000 Rthlr. Zuschuß bezahlt wurden, dieser legte 1742 die Kolonie Friedrichshaab, d. i. Friedrichs Hofnung, auf einer Landesspitze, 1 Viertelmeile von der offenen See, an. Es

wur-

wurden in der Folge auch 4 Mißionarien dahin geschickt, um in diesem Lande das Christenthum ferner fortzupflanzen. Im Jahr 1733 und 1748 hat die Herrnhutergemeinde verschiedene Kolonien, als Neu-Herrnhuth und Lichtenfels, errichtet. Heutigestages wird die Handlung nach Grönland von der allgemeinen Handlungsgesellschaft in Koppenhagen unterhalten, welche jährlich 3 Schiffe dahin schickt.

Das Klima in Grönland ist kalt, und das Wetter sehr unbeständig und veränderlich; es fällt aber selten ein lange anhaltender Regen. In den Thälern besteht das Erdreich aus Morästen und Torferde, und die Berge sind nichts anders als steile Felsen, welche, so wie das Land, an den meisten Orten, mit beständigem Schnee und Eis bedeckt sind. Wo man im Winter noch eine, oder ein Paar Stunden des Tags die Sonne genießt, da ist die Kälte noch erträglich, wiewol außer der warmen Stube, ja in derselben die starken Getränke frieren. Wenn es wahr ist, was Cranz, in seiner Historie von Grönland, über diesen Umstand anführt, so muß die Kälte daselbst entsetzlich seyn.

Wenn

Wenn die Sonne nicht mehr scheint, kann man über dem Theetrinken die Tasse auf dem Tische anfrieren. Das Eis, und der Reiffrost erstreckt sich durch den Schornstein, bis ans Ofenloch, ohne am Tage vom Feuer aufzuthauen. Die Fleischfässer muß man in Stücken hauen, wenn man das Fleisch herausnehmen will, und es im Schneewasser aufthauen. Im Jahr 1746 frohr in der Hudsons-Bay die Diente beym Feuer, und das Bier in Flaschen in der warmen Stube, in Werg eingewickelt. Alle starke Getränke froren zu Eis, und zersprengten die Gefäße. Der Branntwein, und sogar die aus Wein abgezogenen Liqueurs wurden dick, wie gefrornes Oel. — Die scharfe Kälte, und schneidende Luft soll aber selten über 4 – 5 Tage anhalten, und dann mit Thauwetter abwechseln.

Die größte Kälte stellt sich, wie überall, erst nach dem Neuenjahre ein, und ist im Februar und März so hart, daß die Steine springen, und die See wie ein Ofen raucht. Dies nennt man den Frostrauch. Dieser ist nicht so kalt, als die trockne Luft. Denn wer

vom

vom Lande in einen solchen Frostrauch hinein-fährt, empfindet die Luft gleich lauer, und nicht mehr so brennend kalt, obgleich Kleider und Haare vom Reif und Eis starren. Der Frostrauch zieht aber auch eher Blasen, als die trockne Kälte, und so bald er in die kalte Luft kommt, gefrieret er zu kleinen Eistheilchen, die vom Winde fortgetrieben werden, und eine so schneidende Kälte auf dem Lande verursachen, daß man kaum aus dem Hause gehen kann, ohne Gesicht und Hände zu erfrieren. Wenn man da Wasser kochen will, so gefrieret es zuerst über dem Feuer, bis die Hitze die Oberhand bekömmt, Alsdenn friert auch die See, zwischen den Inseln, und in den kleinen Buchten zu, und da gerathen die Grönländer gemeiniglich in große Hungersnoth, weil sie vor Kälte und Eis ihrer Nahrung nicht nachfahren können.

Den Sommer kann man vom Anfang des Mayes, bis zu Ende des Septembers rechnen. Der Boden aber thauet erst im Junius recht auf, und zwar auch nur an der Oberfläche. In den längsten Sommertagen

ist

ist es, besonders in den Thälern, wo sich die Sonnenstralen koncentriren, und die Nebel und Winde von der See nicht herein können, so heiß, daß man die Kleider abzuwerfen genöthigt wird. Ja, in der offenen See kann es bey stillem Wetter und hellen Sonnenschein so heiß werden, daß das Pech an den Schifsen schmelzt. Man wird aber der Wärme ie recht froh; theils wegen der von Eisfel rn durchdrungenen kalten Luft, die des Abends so empfindlich wird, daß man gern wieder in den Pelz kriecht; theils wegen der vielen Nebel, die an der Seeseite fast täglich vom April bis in den August regieren, und oft so dick sind, daß man nicht eine Schifslänge vor sich sehen kann. Manchmal ist der Nebel so niedrig, daß man ihn kaum vom Wasser unterscheiden, hingegen die Berge, und die obere Luft desto klärer sehen kann. Im Herbst ist das schönste und beständigste Wetter, kann aber alsdenn nicht lange dauren, und wechselt mit starkem Nachtfrost ab. Wenn der Nebel in der kalten Luft zu Reif wird, so kann man die subtilen gefrornen Eistheilchen, besonders

wenn

wenn die Sonnenstralen durch einen Schatten schießen, wie kleine Nadeln und Sonnenstäubchen sehen. Diese Bedecken das Wasser mit einer Kruste, die wie Spinnenwebe, oder wie dünnes Eis aussieht. — Sonst ist hier eine recht gesunde, reine und leichte Luft, darin man, bey guten warmen Kleidern, einer mäßigen Diät, und genugsamer Leibesbewegung, frisch und gesund bleiben kann.

Im Sommer ist in Grönland gar keine Nacht. In einigen Gegenden geht die Sonne in den längsten Tagen gar nicht unter; an andern geht sie erst um 10 Uhr, 10 Minuten unter, und um 1 Uhr, 50 Min. schon wieder auf, so, daß sie nur 3 Stunden, 40 Minut. unter dem Horizonte verweilt. Im Jun. und Jul. ist es denn die ganze Nacht so helle, daß man ohne Licht lesen und schreiben kann. Eine große Wohlthat sowol für die Grönländer, die bey dem so kurzen Sommer die ganze Nacht hindurch jagen und fischen können, als auch für die Schiffer, die sonst bey der Menge des Eises große Gefahr laufen würden. Wo die Sonne gar nicht untergeht, da scheint sie gleich-

wol des Nachts nicht so helle als am Mittage, sondern verlieret ihre Stralen, und scheint, wie ein recht heller Mond, so daß man ohne Blendung hineinsehen kann. Hingegen sind auch die Winternächte desto länger, und in Disko: Bucht sieht man vom 30. November bis 12. Januar die Sonne gar nicht aufgehen. Alsdenn genießen die Einwohner nur einer mäßigen Dämmerung, die von dem Wiederschein der Sonnenstralen an den höchsten Bergspitzen, und in den kalten Luftdünsten entsteht. Aber dennoch wird es hier nie so stockfinster, als in andern Weltgegenden, weil die Nächte wol durch den hellen Wiederschein, den Mond und Sterne bey klarer Luft und Kälte, und dem vielen Schnee und Eis, geben, als auch durch die häufigen Nordlichter erleuchtet werden. Die Schiffe, welche die Durchfahrt nach China, theils nordostwärts, bey Nova Zembla vorbey, theils nordostwärts durch die Straße Davis, und die Hudsonsbay haben suchen wollen, sind gemeiniglich durch das Eis verhindert worden, ihren Entzweck zu erreichen, und einige sind sogar darin verunglückt.

In

In der Beschreibung von dem Eise herrscht bey den mehresten eine große Unordnung, indem die schwimmenden Eisberge, und die Eisschollen, oder das Treibeis nicht deutlich aus einander gesetzt sind.

Die Eisberge sind in der See schwimmende Eisstücken von wunderbarer Gestalt und Größe. Einige haben die Gestalt einer Kirche mit vielen Spitzen und stumpfen Thürmen; andere sehen aus, wie große Inseln mit Flächen, Thälern und großen Bergen, die oft mehr als 200 Ehlen aus dem Meer hervorragen. Dies Eis ist mehrentheils sehr hart, helle und durchsichtig, wie Glas; an Farbe bleichgrün, und manche Stücke himmelblau. Wenn man es aber schmelzt, und wieder gefrieren läßt, so wird es weiß. Einige sehr große Stücke sehen grau und schwarz aus, und wenn man sie in der Nähe betrachtet, so findet man sie mit Erde, Steinen und Reißig angefüllt, welches von den Bergen, die noch über das Eis hervorragen, durch den Regen abgespült, und mit neuem Eis bedeckt werden. Diese, theils kleinen, theils großen Eisklumpen

pen lassen sich häufig in der Straße Davis, am meisten aber im Frühjahr, nach einem heftigen Sturm, in den Fiorden sehen, da sie 20 bis 30 Stücke hinter einander hinaus, und wieder hineintreiben, eine Zeitlang auf den seichten Ufern stehen bleiben, und theils zerfallen, theils von einer hohen Fluth und Strom wieder flott gemacht, und in die See getrieben werden; bis sie entweder von dem beständigen Anspielen der Wellen mürbe gemacht, und zerschlagen, oder vom Strom weiter südwärts bis in die Gegend von Terre neuve, und Neu-Schottland, zwischen den 50. und 40sten Grad getrieben, und von der Sonnenwärme vollends aufgelößt werden.

Wo, und wie diese entsetzlichen Eisberge entstehen, losbrechen und vergrößert werden, darüber läßt sich schwerlich etwas mit Gewißheit bestimmen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sie die Schiffahrt in diesem Meere beschwerlich und gefährlich machen; weil sie aber nur einzeln, und mit vielem Raum dazwischen gesehen werden, so, daß man ihnen sehr wohl ausweichen kann, es müßte denn im heftigen

Sturm,

Sturm, und noch mehr bey gänzlicher Windstille, durch den starken Strom ein Schif daran stoßen; so hört man selten, daß ein Schif dabey verunglückt.

Das flache Treibeis ist weit schrecklicher. Dies Eisfeld bedeckt manches Jahr in den Sommermonathen, das Ufer der Straße Davis, von Statenhuk, bis an den 65sten Grad, und muß von den Schiffern sorgfältig vermieden, und umfahren werden, bis sie eine durch den Strom oder Wind verursachte Oeffnung finden, da sie durchfahren können, wiewol mit vieler Gefahr, indem oft ein anderer Wind, oder eine kontraire Fluth und Strom, wo nicht gar Sturm das Eis wieder zusammentreibt, das Schif einpuetscht, und zu Grunde richtet. Den Nachrichten der Schiffer und Grönländer zu Folge ist ein solches Eisfeld zuweilen über 100 Meilen lang, und an manchen Orten 20:30:40 Meilen breit. Die Dicke beträgt gemeiniglich 5 bis 6 Ehlen, zuweilen auch 4 bis 10 Klafter, nachdem es aus einzelnen, oder aus über einander gehäuften, und zusammengefrornen Schollen besteht.

besteht. Es ist salzig, weil es aus Seewasser entstanden ist; es sind aber auch große Stücke vom Süßwassereis darunter, die man leicht an ihrer hellen durchsichtigen Farbe erkennen kann. Auf den ungeheuren Schollen steht öfters eine Menge süßen Wassers, als in einem Teich. Die Schiffer, welche nach Spitzbergen auf den Wallfischfang fahren, haben am meisten Gelegenheit das Treibeis kennen zu lernen. Im April und May bricht es in dasigen Gegenden, und kömmt in großer Menge, zum Theil Ost, von Nova Zembla, zum Theil, und am meisten West, von der Ostseite Grönlands her. Dieses wird das Westeis jenes das Südeis genannt. Das Westeis kömmt allezeit in großen Feldern, die mit tiefen Schnee bedeckt sind, und verräth sich schon von ferne, durch einen weißen Glanz in der Luft. Vor den kleinen Stücken haben die Schiffer sich am meisten zu hüten, weil sie geschwinder schwimmen, und das Schiff einschließen und zerstoßen können; und dennoch müssen die Schiffer dem Wallfisch oft in das Treibeis folgen, wohin er sich

retis-

retirirt, wenn er mit der Harpune geworfen ist. Ob gleich diese Schiffe viel stärker als andere gebauet sind, so werden doch viele im Eise zertrümmert, da sich denn die Menschen übers Eis, oder in einem Boot retiriren, bis sie von einem andern Schiffe aufgenommen werden können.

Woher das entsetzlich lange und breite Eisfeld in der Straße Davis komme, und wo es entstehe? ist nicht so leicht zu erklären, so lange man noch keine hinlängliche Nachricht von dem sogenannten Eismeer haben kann. Vermuthlich kommt das Treibeis zum Theil aus den vielen und großen Strömen, die sich aus der großen Tartarey in das sogenannte Eismeer ergießen, her; und dasselbe ist das hie und da, in dem Eisfeld hervorragende Süßwassereis. Zum Theil, und am meisten bricht es jährlich von den Ufern der Tartarey, Nova Zembla, Spitzbergen, und sonderlich der Ostseite Grönlands ab, wird durch den Wind und die, in dortigen Gewässern entgegenlaufenden Ströme zusammen getrieben, bis es in den, an der Ostseite regulär laufenden

Strom geräth, welcher es zwischen Island und Grönland, um Statenhuk, wol auch durch die Frobisher-Straße, unter dem Eise in die Straße Davis bis auf den 65sten Grad treibt, wo es durch einen kontrairen Strom, weiter vom Lande ab, an die amerikanische Küste, und so weiter südwerts getrieben wird, bis es durch die Sonne aufgelöst werden kann.

Von den Bergen Grönlands kann man noch keine umständliche Nachricht geben, weil man sie noch nicht genau untersucht hat. Man theilt sie in hohe Felsspitzen, mittlere Berge, Felshügel und Klippen ein. Die mehresten Felsen bestehen aus einem lichtgrauen, theils kies- theils thonartigen harten Felsstein, und einigen Sandstein. Von Kalksteinen findet sich an der Seeseite vielerley grober Marmor von allerley Farben, doch meistens weißer und schwarzer mit unterlaufenden Adern. Es giebt auch in Grönland verschiedene Amianthberge.

An eßbarem Wildprett findet man hier weiße Hasen, und Rennthiere. Die Füchse

sind

sind hier grau, weiß und blau. Man sieht hier auch Bären, welche aber den Bären anderer Länder gar nicht ähnlich sind; sie sind weit schmächtiger und behender.

Von zahmen Thieren haben die Grönländer nur Hunde, von mittelmäßiger Gestalt, die mehr einem Wolfe ähnlich sehen. Die meisten sind weiß, doch giebts auch welche mit dicken schwarzen Haaren. Mann bedient sich ihrer statt der Pferde, indem man 4: 10 Hunde vor einen Schlitten spannt, und so einander besucht. Die Grönländer essen auch die Hunde, wenn sie hunger leiden. Ihrer Felle bedienen sie sich zu Bettdecken, wie auch ihre Kleider damit zu säumen.

Der Landvögel ist hier keine große Verschiedenheit und Menge, weil sie wenig Futter finden. Doch giebt es ziemlich viele Rypen, eine Art große Rebhüner, die sich nur in kalten Ländern, und in den Alpen aufhalten, und in den höchsten Felsen nisten. Von kleinern Landvögeln giebts hier Schnepfen, und einige Arten kleiner Singvögel. Von Raubvögeln sieht man hier große schwarz-

braun-

braue Adler, die, nach den ausgestreckten Flügeln wol 8 Schuh lang sind, und von Land- und Seevögeln leben, auch wol einen jungen Seehund mit den Klauen aus dem Wasser ziehen können.

Der Seevögel hingegen giebts desto mehr. Die mehresten legen ihre Eier in die Ritzen der steilesten Klippen, wo ihnen weder Füchse, noch Bären, noch Menschen nachkommen können; und wissen sich, weil sie daselbst in großer Menge nisten, gegen die Raubvogel tapfer zu wehren, und ihre noch zarten Jungen, theils unter den hohlliegenden Felstrümmern kriechend, theils fliegend auf dem Rücken ins Wasser zu führen. Die Eyer der meisten Seevögel sind grün, einige aber gelb, oder grau, mit schwarzen, und braunen Flecken. Die meisten legen wenig, und manche nur 2 Eyer. Die sehr starke Schale und Haut der Eyer, sichern dieselben in der Brützeit, bey der oftmaligen Abwesenheit des Vogels vor der Verkühlung.

Der Fische, besonders Heringe und Wallfische giebts hier in großer Menge. Auch fehlt es

es in den Strömen nicht an Forellen und Lachsen. Nordkaper, Finnfische, Einhornfische, Sägefische, Cachelots oder Pottfische, von denen das sperma ceti, oder Walirath kommt, Weißfische, Meerschweine, Delphine, Schwerdfische, u. a. m. sind hier in ungeheurer Anzahl zu finden. Auch an vierfüßigen Seethieren ist ein großer Ueberfluß.

Was die Einwohner von Grönland selbst betrift, so nennen sie sich schlechtweg Innuit, d. i. Menschen, oder Einwohner. Sie sind von Person klein *) dick und fett, wenige sind über, die meisten unter 5 Schuh hoch, doch haben sie wohlgebildete und proportionirte Glieder. Sie haben alle pechschwarze, starke und lange Haare auf dem Kopfe. Die Farbe des ganzen Leibes ist dunkelgrau, und die, ihres Gesichts ist roth und bräunlich, welches nicht so wol von der Natur, (denn die Kinder werden so weiß, wie andere gebohren,) als

von

*) Daher sie auch von den Isländern, Skrallinger, d. i. kleine, schlechte, untaugliche Menschen, genannt worden sind.

von ihrer Unreinlichkeit herkommen mag, da sie beständig mit Speck umgehen, bey den dampfenden Oellampen sitzen, und sich selten waschen. Jedoch kann das Klima, besonders die, im Sommer auf eine brennende Sonnenhitze schleunig erfolgende kalte und rauhe Luft, welche uns ebenfalls etwas braun macht, vieles dazu beytragen. Das meiste mögen wol die vielen thranigten Speisen verursachen, davon ihr Blut so dick, hitzig und fett wird, daß ihr Schweis wie Thran riecht, und ihre Hände klebrigt, wie Speck anzufühlen sind.

Ihr Temperament ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, doch scheinen sie hauptsächlich sanguinisch, und dabey phlegmatisch zu seyn. Lebhaft sind sie zwar nicht, aber doch freundlich und leutseelig; dabey fürs künftige unbekümmert, also nicht geitzig, etwas zusammen zu scharren, aber karg im Mittheilen. Vorzüglich bilden sie sich auf ihre unnachahmliche Geschicklichkeit, im Seehundfang, wovon sie leben, und außer welchem sie nichts unentbehrlich benöthigt sind, sehr viel ein. Sie halten sich allein für gesittete Menschen,

und

und setzen sich in ihrem Bauernstolz, den sie aus Unwissenheit in einem großen Maaße haben, weit über die Europäer, oder Kablunät, wie sie sie nennen, hinaus. Faul sind sie nicht, aber sehr veränderlich, und ihre Affekten wissen sie sehr zu verbergen. Von ihrem moralischen Verhalten läßt sich überhaupt so viel sagen, daß sie keine wilde, barbarische Menschen, sondern ein stilles, sanftes, und in dem eigentlichen Sinn des Worts, frommes und gutes Volk sind, und von manchen Handlungen und Gewohnheiten, die diesem Karakter zuwider zu laufen scheinen, muß man den Grund in ihren äußerst unkultivirten Zustand setzen.

Ihre Kleider machen sie aus Rennthier- Seehund und Vögel Fellen, und nähen sie mit den Sehnen der Rennthiere und Wallfische, die sie zart zu spalten wissen. Die alltaglichen Kleider der Weibsleute triefen von Fett, und stecken voll Läuse, die sie, wie die Bettler im Griff haben, aber nicht wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken.

Ihre Wohnungen sind zur Winterszeit Häuser, und im Sommer Zelte.

Die Häuser sind an einem erhabenen Ort, am liebsten auf einen steilen Felsen gebauet, damit das geschmolzne Schneewasser desto besser ablaufe. Sie sind 2 Klafter breit, und nachdem viel oder wenig darin wohnen, 4 bis 12 Klafter lang, bestehen aus Steinen, mit dazwischen gelegten Rasen und Erde, worauf ein oder mehrere Balken gelegt, zusammengebunden, und mit Pfosten unterstützt werden; und sind so hoch, daß man eben aufrecht darin stehen kann. Ueber dieselbe legen sie Queerbalken, und dazwischen kleines Holz. dies bedecken sie mit Heidekraut, dann mit Rasen, und schütten oben darauf feine Erde. So lange es frieret, hält das Dach; im Sommer aber fällt es durch den Regen meistens ein, und muß nebst der Mauer im Herbst reparirt werden. Die Wände sind inwendig mit abgenutzten Zelt- und Boot Fellen behangen, und mit Nägeln von den Rippen der Seehunde befestigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten; und damit ist auch von aussen das Dach bedeckt.

Die Schlafstelle vertritt eine Pritsche von Brettern, mit Fellen bedeckt, die von der Mitte des Hauses an, bis an die Wand geht. Daselbst schlafen sie auf Pelzwerk, und sitzen auch den Tag über darauf; der Mann mit herunterhängenden, die Frau aber gemeiniglich hinter ihm mit untergeschlagenen Beinen. Die Pritsche ist mit Pfosten, die das Dach stützen, und mit Fellen, die bis an die Wand gespannt sind, abgetheilt, wie etwa die Abtheilungen eines Pferdestalles. Eine jede Familie, deren 4 bis 10 in einem Hause wohnen, besitzt einen solchen Stall.

Ihre Lampen, welche von Weichstein ausgehauen, einen Schuh lang, und fast wie ein halber Mond gestaltet sind, füllen sie mit Seehundspeck, oder Thran, und legen an die gerade Seite etwas klein geriebenes Moos, statt des Dachts, welches so helle brennt, daß von so vielen Lampen, das Haus nicht nur genugsam erleuchtet, sondern auch erwärmet wird.

Ihre Zelte bestehen aus 10 : 40 Stangen, die oben in einer Spitze zusammenlaufen, und mit Seehundfellen, bedeckt sind.

Wer

Wer reich ist, legt darunter Rennthierfelle, das Rauche einwärts gekehrt.

Ihre liebste Nahrung ist Rennthierfleisch. In dessen häufiger Ermangelung aber essen sie das Fleisch der Seethiere, Seehunde, Fische, und Seevögel, Rebhüner und Hasen achten sie nicht sehr. Das Fleisch essen sie aber nicht roh, noch weniger die Fische. Die kleinen gedörrten Heringe sind ihr tägliches Brodt. Wenn sie einen Seehund fangen, wird die Wunde gleich mit einem Pflock verstopft, damit das Blut aufbehalten werde, welches sie als Klöße geballt, aufheben, um Suppe daraus zu kochen. Die Fische kochen sie mit Speck, den sie wohl zerkauen, und so in den Kessel ausspeien. In Zubereitung der Speisen sind sie, so wie überhaupt, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen, und oft nur von den Hunden rein geleckt. Ordentliche Mahlzeiten halten sie gar nicht, sondern essen, wenn sie hungert.

Ihre Ehen führen sie ziemlich ordentlich, Zu Zänkereyen und Schlägereyen sind sie gar nicht geneigt. Es ist aber auch nicht schwer,

wie-

wieder von einander zu kommen, welches die Frau schon daran merkt, wenn der Mann ein saures Gesicht macht, und in etlichen Tagen nicht zu Hause kommt. Kinderlosigkeit ist besonders ein Grund zur Trennung. Fruchtbar sind die Grönländer eben nicht. Zwillinge werden selten geboren. Die Kinder wachsen ohne alle Zucht auf; und werden von den Eltern weder geschlagen, noch mit harten Worten bestraft. Demohnerachtet machen sie, so lange sie klein sind, den Eltern wenig Mühe und Verdruß, und wenn sie zu Verstande gekommen, und ihre eigene Herren geworden sind, lassen sie keinen Ungehorsam, Härte, Undankbarkeit, oder Versäumung gegen alte, hülflose Eltern sehen. So bald ein Knabe Hände und Füße gebrauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen, in die Hand, und läßt ihn damit nach einem Ziel werfen. Im 15 oder 16ten Jahr muß er mit auf den Seehundfang, und von dem ersten, den er fängt, wird eine Gesterey gegeben, da denn die Weiber darauf bedacht sind, ihm eine Braut auszusuchen. Die Geschäfte sind unter den Eheleuten

ges

getheilt, Der Mann macht sein Jagdgeräthe, und zimmert die Boote, und die Frau überzieht sie mit Leder. Er jagt und fischt, und wenn er seine Beute ans Land gebracht hat, bekümmert er sich nicht darum. Schlachten, kochen, Felle gerben, Kleider, Schuh, und Stiefeln machen, ist der Weiber ihrer Sache. Sie müssen auch die Häuser und Zelte ganz allein bauen, und reparieren; der Mann verfertigt blos das Holzwerk dazu.

In Gesellschaften sind die Grönländer bescheiden, eingezogen, freundlich, manierlich, schamhaft. Von Grüssen und Ehrenbezeugungen wissen sie nichts. Demohnerachtet haben Kinder und Gesinde gegen die Alten, und alle gegen einander die nöthige Achtung und Ehrerbietung. Wenn sie zum Besuch fahren, bringen sie eine Kleinigkeit an Eß- oder Fell-Waaren zum Geschenk mit. Ansehnliche, und recht angenehme Gäste werden mit Singen bewillkommt. Die Männer setzen sich zusammen, und die Weibsleute zu ihres Gleichen. Bey ihren Unterredungen lassen sie das Schnupftabackshörnchen fleißig herum gehen, welches aus

Renn-

Rennthierhorn gemacht, und oft mit Zinn und Kupfer zierlich ausgelegt ist, und ziehen den Taback mit der Nase heraus. Gemeiniglich haben sie 3=4 Gerichte; solls aber ein Festin seyn, so hat man auch mehrere. Ein Kaufmann zählte bey einer großen Gasterey, dazu er von einigen ansehnlichen Grönländern invitirt war, folgende Gerichte: 1) gedörrete Heringe, 2) getrocknetes, 3) gekochtes, 4) halb roh und verfaultes Seehundfleisch, oder Mikiak, 5) gekochte Alken, 6) ein Stück von einem halb verfaulten Wallfischschwanze, 7) gedörrten Lachs, 8) gedörrt Rennthierfleisch, 9) Konfituren von Krakebeeren, mit dem Magen von Rennthier vermischt, 10) ebendasselbe mit Thran angemacht. Als eine besondere Delikatesse werden auch den Gästen wohl abgezogene Vögelfelle, nachdem das Fett mit einer Muschelschale abgeschabt worden, zwischen den Mahlzeiten Ehrenhalber zum Auskauen gereicht, und wie Konfekt genommen. — Die Knaben hören in Gesellschaft aufmerksam zu, sagen aber nichts, bis sie gefragt werden, und antworten kurz, und bescheiden.

Ihre

Ihre Handlung besteht im Tausch. Sie handeln theils unter sich, theils wit den Kauf- und Schiffleuten. Unter sich halten sie eine Art von Jahrmarkt. Bey den Kaufleuten setzen sie ihre Fuchs- und Seehundfelle, am meisten aber den Speck ab, um dessentwillen die Handlung eigentlich fortgesetzt wird. Dafür bekommen sie, nach einem schon festgesetztem Preise, Pfeileisen, Messer, Stichsägen, Bohrer, Meißeln und Nähenadeln; ferner, gestreiftes Leinen und Kattun-Zeug, wollene Strümpfe und Mützen, Schnupftücher, Bretter, Kisten, hölzerne Schüsseln und Blechteller, kupferne Kessel, Spiegel, Kämme, Band, allerley Spielzeug für die Kinder; besonders Taback, den sie am liebsten kaufen, und wodurch mancher armselige liederliche Wirth, weil er dafür alles hingiebt, sich ganz ruinirt.

Ihr vorzüglichstes Fest ist das Sonnenfest, welches sie zur Zeit der Sonnenwende im Winter, um den 22. December, mit Musik, Tanz und Gastereyen begehen, um sich über die Rückkehr der Sonne und des guten Fangwetters zu freuen.

Was die Religion betrift, so erkennen sie zwar wirklich ein höchstes Wesen, und haben schon, ehe Mißionairs dahin gekommen sind, einen, wiewol undeutlichen und mit vielem Aberglauben vermischten Begriff davon gehabt. Eine eigentliche Religion, oder Götzendienst aber haben die Grönländer gar nicht, und man findet auch keine Cerimonien, die sich auf etwas Gottesdienstliches beziehen. Die Meinung, daß sie die Sonne anbeten, oder dem Teufel opfern sollten, ist ungegründet. Die vernünftigen Grönländer halten die Seele für ein vom Leibe, und von aller Materie ganz verschiedenes geistiges Wesen, das nach dem Tode fortdauert. Den Zustand nach dem Tode stellen sie sich insgemein besser, als den gegenwärtigen vor. und glauben, daß derselbe nie aufhört. Da ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein, und keine Nacht. Da ist gutes Wasser, und ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne Mühe fangen kann. Dahin kommen aber nur die Leute, die zur Arbeit getaugt haben, (denn andere Begriffe von der Tugend

haben

haben sie nicht) die große Thaten gethan, viel Wallfische und Seehunde gefangen, sehr viel ausgestanden, im Meer ertrunken, oder über der Geburt gestorben sind. Aus diesen, und mehreren dergleichen Ideen kann man doch so viel abnehmen, daß sie ehedem einen Begriff von der Belohnung des Guten gehabt haben müssen, daß ihre Vorfahren ein höheres Wesen anerkannt, und demselben einigen Dienst geleistet haben müssen, welchen die Nachkommen, je weiter sie von verständigen civilisirten Völkern entfernt worden, nach und nach versäumet, bis sie endlich allen deutlichen Begriff von einer Gottheit verlohren haben. Die dunkeln Begriffe, die sie von Gott, der Seele, dem Zustande nach dem Tode u. d. gl. haben, sind also wahrscheinlicher Weise Reste von den Wahrheiten der Religion der ersten Menschen, die durch die Tradition auf ihre Nachkommen gepflanzet, je mehr aber diese sich von ihrem ersten Aufenthalt und andern kultivirten Völkern entfernt, zum Theil aus der Acht gelassen, und vergessen, zum Theil mit neuen Zusätzen verdunkelt worden.

Die

Die Grönländer sind dem Hirnschnupfen, dem Scharbocke, den Augenkrankheiten, und Brustbeschwerungen sehr ausgesetzt. Von Aerzten und Wundärzten wissen sie nichts. Sie haben Priester, die bey ihnen die Stelle der Wahrsager, der Gelehrten und Aerzte vertreten, und von ihnen in großen Ehren gehalten werden. Sie werden Angekoks genannt, und sind die größten Betrüger von der Welt. Sie geben vor, einen Umgang mit Geistern zu haben, daher sich die Grönländer oft bey ihnen befragen.

Nun noch etwas von ihren Begräbnissen. Wenn ein Grönländer mit dem Tode ringt, so ziehen sie ihm seine besten Kleider und Stiefeln an, und biegen seine Füße unter die Lenden, vermuthlich damit sie das Grab kürzer machen können. So bald er todt ist, werfen sie seine Sachen hinaus, damit sie dadurch nicht verunreinigt und unglücklich werden. Hierauf beklagen sie ihn eine kleine Stunde lang; dann machen sie Anstalt zum Begräbniß. Das Grab machen sie gern an einen abgelegenen Ort, auf einer Höhe von Steinen,

unten drein legen sie etwas Mooß, und breiten ein Fell darüber. Der nächste Anverwandte bringt den Todten in seinem besten Seehund- oder Rennthier-Felle eingewickelt und eingenähet, auf dem Rücken getragen, auch wol hinter sich hergeschleppt, legt ihn ins Grab, deckt ein Fell, auch wol etwas Rasen darüber, und legt große und breite Steine darauf, daß die Vögel und Füchse nicht dazu kommen können.

Ein kleines säugendes Kind, das noch keine grobe Speisen genießen kann, und niemand hat, der es pflegt, wird mit der Mutter zugleich, oder doch, wenn der Vater keinen Rath mehr weiß, und dem Jammer des Kindes nicht mehr zusehen kann, einige Zeit darauf lebendig begraben. Manche alte kranke Wittwen, die keine ansehnlichen reichen Verwandten haben, von denen sie ohne Mühe ernährt werden können, werden auch lebendig begraben, und die Kinder halten dies nicht für eine Grausamkeit, sondern für eine Wohlthat, daß sie ihnen die Schmerzen eines langen Krankenlagers, davon sie doch nicht

wieder

wieder aufstehen, und sich selbst Kummer, Betrübniß und Schmerzen ersparen.

Nach dem Begräbniß begeben sich die Begleiter ins Sterbehaus, setzen sich stille nieder, und dann hält der Vater, oder Sohn, oder wer der nächste Verwandte ist, mit einer lauten, heulenden Stimme, eine Klagerede, die von allen mit Heulen und Weinen begleitet wird.

Wenn der Hausvater gestorben ist, so suchen die kondolirenden Gäste bey jedem Besuch, so lange die Wittwe noch nicht ausgeht, etwas heimlich, oder öffentlich mit wegzunehmen, wo nicht die nächsten Verwandten stark genug sind, es abzuwehren, bis sie endlich so entblößt ist, daß manche nach einiger Zeit mit ihren Kindern verhungern und erfrieren muß.

VI.

Ueber die Sitten und Gebräuche der wilden Völker in Nordamerica.

Ein Auszug aus des berühmten Engländers, Major Rogers, Nachrichten, der lange unter ihnen gelebt hat.

Unter allen verschiednen Nationen und einzelnen Stämmen, die das unermeßliche nordamericanische Gebiet bewohnen, sind diejenigen, welche unter dem allgemeinen Namen der fünf Nationen bekannt sind, die merkwürdigsten. Sie werden von allen übrigen wegen ihrer vorzüglichen Einsichten geschätzt, und ihrer ausserordentlichen Tapferkeit im Kriege gefürchtet; diese letzte wird durch eine unaufhörliche Uebung bey ihnen unterhalten, denn sie sind beständig mit einem, auch oft mit mehreren benachbarten Völkern zugleich in Streitigkeiten verwickelt. Ihre Sitten, Gebräuche und Tracht werden von vielen andern Stämmen

men angenommen und nachgeahmt. Kurz, diejenigen, die ihnen am ähnlichsten sind, werden unter die vornehmsten und bestcultivirtesten von denen Indianern gerechnet.

Ehedem waren die Mohocks der zahlreichste Stamm unter ihnen, jetzt aber ist er einer der schwächsten; allein dem ungeachtet behauptet er noch immer, als die vornehmste Nation, eine Art von Authorität und Gewicht über die übrigen; bey allen wichtigen Vorfällen und Berathschlagungen werden sie von den andern zu Rathe gezogen.

Einige Völker dürfen noch gegenwärtig bey keinem Congresse oder allgemeinen Versammlung, wobey die fünf Nationen sind, in dem gewöhnlichen Putze, das heißt gemahlt erscheinen; dies ist durch einen besondern Artikel ihrer Capitulationen festgesetzt. Diese fünf Nationen sind vom ersten Anfange an, da die Franzosen sich in Canada festgesetzt haben, ihre unversöhnlichsten Feinde gewesen, und beynahe die einzigen Indianer in dem Bezirke von fünfhundert englischen Meilen, die sich nie von ihnen gegen die Engländer haben auf-

bringen

bringen lassen, sie waren vielmehr größtentheils beständig die treuesten Freunde und Bundesgenossen der letztern.

Denen Indianern überhaupt fehlt es nicht an natürlichem Verstande und Scharfsinn; viele unter ihnen zeigen große Fähigkeiten für Wissenschaften und mechanische Künste. Ihre Einbildungskraft und Gedächtniß ist so stark, daß wenn sie nur einmal an einem Orte gewesen sind, er sey auch noch so entfernt oder versteckt, so finden sie ihn gewiß wieder. Die Völker in der Gegend von Neuschottland und um den Golfo von St. Lawrence sind oft herüber nach Labrador gefahren, ohne einen Compaß zu haben; dieser Weg beträgt doch dreyßig oder vierzig Seemeilen, und sie sind allezeit auf dem nämlichen Flecke gelandet, wo sie es sich vorgenommen hatten; auch selbst bey dunkelm und trüben Wetter wissen sie ihren Weg sehr richtig zu finden; dies letzte geschieht durch eine genaue Beobachtung und Befühlung derer Baumrinden und Aeste; wovon die Nordseite in diesen Gegenden allezeit mit Moos bedeckt, und die Aeste auf der Südseite am stärksten sind.

Selten wird man unter ihnen einen Ungestalten, Gebrechlichen, oder einen Menschen finden, der an irgend einem Sinne fehlerhaft sey, ungeachtet der geringen Sorgfalt, die für die Mutter während ihrer Schwangerschaft und Niederkunft, oder für das Kind in seinen ersten Jahren beobachtet wird. Sie sind größtentheils stark, gesund und geschickt gebauet; allein die starken Getränke, die beyde Geschlechter unmäßig geniessen, haben ihre Anzahl schon erstaunend vermindert, und werden wahrscheinlich in einer Zeit von hundert Jahren sie gänzlich aufreiben.

So bald die Kinder des Indianers in dem Alter sind, wo die unsrigen die Wiege verlassen, so überläßt man ihnen völlige Freyheit; jedoch werden sie zeitig von ihren Eltern in dem Gebrauche der Waffen, besonders des Bogens unterrichtet; oft erzählen sie ihnen bey dieser Gelegenheit die grossen Thaten ihrer Vorfahren, um ihnen zeitig einen Geschmack an Tapferkeit und kriegerischen Handlungen beyzubringen. Sie führen sie sehr jung in ihre Berathschlagungen, und machen sie mit

den

den wichtigsten Unterhandlungen bekannt; hierdurch werden die Knaben zeitig zur Verschwiegenheit gewöhnt, und bekommen ein männliches, gesetztes Wesen, erhalten Geschmack an der Nacheiferung, und werden verwegen und unternehmend. Nur selten strafen sie ihre Kinder, weil, sagen sie, wenn sie jung sind, sie nicht Vernunft genug haben, ihre Aufführung darnach einzurichten, und wenn sie älter geworden, weil sie Ueberlegung genug besässen, und folglich niemand Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben hätten. Diese Grundsätze gehen so weit in der Ausübung, daß zuweilen Eltern von ihren Kindern üble Begegnung erdulden; auf die nämliche Art entschuldigen sie auch jede Beleidigung, die ihnen von einem Betrunkenen wiederfährt; wie können wir ihn tadeln oder bestrafen, sagen sie, wenn er nicht weiß was er thut, oder seiner Vernunft nicht mächtig ist? Wenn eine Mutter ihre Tochter etwas Unrechtes vornehmen sieht, so bricht sie in Thränen aus, und wenn diese sie um die Ursache fragt, so sagt die Mutter, weil du mich auf solche

Art entehrest, und diese Art von Warnung ist selten ohne Nutzen. Die Indianer schliessen nicht allezeit förmliche Heyrathen, sondern nehmen oft Gesellschafterinnen auf kürzere und längere Zeit; die Kinder, welche aus solchen Vereinigungen gebohren werden, genießen die nämlichen Freyheiten und Rechte als die andern.

Die Mannspersonen haben einen entschiednen Hang zum Müßiggange, und entschuldigen sich damit, daß sie behaupten, die Arbeit sey für Leute entehrend, die nur zum Kriege, zur Jagd und zur Fischerey gemacht wären, wiewohl es eigentlich ihr Geschäft ist, alles was dazu gehört, als Waffen, Netze, Canoes, auch das Aufbauen und Ausbessern ihrer Häuser zu besorgen; allein sie sind so faul, daß sie sehr oft ihre Weiber nöthigen, ihnen in diesen Stücken zu helfen, obgleich die letztern alle andre Arbeit, so wohl im Hause als auf dem Felde auf sich haben.

Die meisten Indianer besitzen eine bewundernswürdige Geduld und Herrschaft über ihre Leidenschaften, die Rache ausgenommen.

Ohne

Ohne ein verdrüßliches Wort zu verlieren, oder im Aeusserlichen sich zu verändern, ertragen sie die größten Unglücksfälle; selbst ein Gefangner, dessen Schicksal noch sehr unentschieden ist, der nicht weiß, ob er nicht zu einem grausamen Tode bestimmt sey, schläft democh ungestört, ißt und trinkt eben so ruhig wie seine Ueberwinder. Ihre Entschlossenheit und Herzhaftigkeit in Schmerzen und Krankheiten ist bewundernswürdig. Ein junges Weib liegt einen ganzen Tag in Geburtsschmerzen, ohne einen Seufzer oder Schrey hören zu lassen, denn man würde, wenn sie es thäte, sogleich von ihr sagen, daß sie unwürdig sey, Mutter zu werden, und daß sie nichts als feigherzige Geschöpfe zur Welt bringen könne. Nichts ist gewöhnlicher so wohl junge als alte Leute von beyden Geschlechtern zu sehn, die sich unter den größten Schmerzen, selbst bey den unmenschlichen Martern, die sie oft denen Gefangnen anthun, nicht allein aufgeräumt anstellen, sondern noch ihre Peiniger dazu spotten, und ihnen die bittersten und beissendsten Vorwürfe machen.

Alte Leute werden selten anders als mit größter Achtung von denen jüngern behandelt; sie schwören, fluchen, und geben einander bey ihren Zänkereyen nie Schimpfnamen, allein zu gleicher Zeit nimmt ihre Rache nie ein Ende; oft wird sie vom Vater auf den Sohn als ein Erbe vermacht, bis sich eine Gelegenheit vielleicht erst in der dritten oder vierten Generation findet, selbige zu befriedigen. Dem ungeachtet ist ihnen der Werth der Freundschaft nicht unbekannt; denn jeder von ihnen wählt sich, wenn er zu gewissen Jahren gekommen, einen, der ungefähr mit ihm von gleichem Alter ist, zu seinem vertrauten Busenfreund, sie verbinden sich einander in jedem Falle, ohne Rücksicht der Gefahr, beyzustehn, sie überwindet sogar bey ihnen die Furcht für dem Tode, weil sie selbigen ohnedem nur als eine kurze körperliche Trennung betrachten, einander hingegen in einer andern Welt wieder antreffen, und nie mehr getrennt seyn werden; auch glauben sie, daß dort ebenfalls einer des andern Hülfe benöthigt seyn werde.

Es giebt keine Nation unter ihnen, die nicht einige Begriffe von Gott, und eine Art von einer Religion habe; allein diese sind so verschieden und so durch einander verworren, daß es sehr schwer ist, etwas Gewisses darüber zu sagen. Ihre Meynungen von der Natur und den Eigenschaften der Gottheit sind dunkel und meist ungereimt, unterdessen glauben sie doch alle, daß er der Schöpfer und Herr der Welt sey; allein wie diese Erschaffung geschehn sey, wissen sie nicht, und hegen auch sehr verschiedne Begriffe davon. Einige glauben, daß es zuerst Menschen und Thiere aus den Wolken geregnet habe; man findet auch hin und wieder einige dunkle Ideen von Engeln, oder Wesen einer höhern Art wie die Menschen; sie glauben, daß es deren eine unendliche Menge giebt, weil sie überall sind, sie rufen sie oft an, in der Meynung, daß diese sie hören können, auch suchen sie ihre Handlungen ihnen gefällig zu machen. So sprechen sie auch von einem bösen Geiste, der beständig geschäftig sey Böses zu thun, und einen grossen Einfluß auf die ganze Schöpfung habe;

diesem

diesem letztern ist ein grosser Theil ihrer Anbetung gewidmet, sie bitten ihn darin sehr demüthig, daß er ihnen nur nichts Uebles zufüge. Den guten Geist hingegen bitten sie um alles, was sie brauchen oder wünschen, auch daß er das böse Wesen abhalte, ihnen Schaden zu thun; die Haupteigenschaften, wodurch man diesem guten Geiste gefallen kann, sind gute Krieger und erfahrne Jäger.

Sie halten viel auf Träume, und glauben fest, daß sie die ganze Geschichte ihres künftigen Lebens in Träumen vorher sehen; sie machen, deswegen, wenn sie zu reifern Jahren gelangt sind, eine eigne religiöse Ceremonie auf folgende Art: Sie bestreichen ihr ganzes Gesicht mit schwarzer Farbe, fasten verschiedne Tage, und erwarten nunmehr, daß sich ihnen der gute Geist unter irgend einer Gestalt in einem Traume offenbare. Dies strenge Fasten macht auf die Gemüther der jungen Leute einen grossen Eindruck, und derjenige der es thut, wird mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet; alle Träume nun, die einer während dieser Zeit hat, werden am nächsten Morgen sogleich erzählt,

und

und von allen übrigen fest geglaubt. Wenn die Ceremonie in irgend einer Privatabsicht geschieht, die eben nicht das Intresse des ganzen Stammes betrift, so kürzen sie die Fasten ab; da der gute Geist der Gegenstand aller Gedanken eines solchen Menschen ist, so wird er auch leicht das Objekt seiner Träume; jedes Hirngespinst ihrer Seele muß nun nothwendig dieser gute Genius seyn, der ihnen unter der Gestalt eines Vogels, Fisches, Baumes oder Thieres erscheint, und jedes Ding, was unter diese Classe gehört, ist ihnen für ihr ganzes übriges Leben heilig. Zeigt sich jemand, der ausserordentliche Gaben von irgend einer Art besitzt, unter ihnen, so glauben sie, er sey von seinem Genius inspirirt; er genießt alsdenn besondrer Achtung, weil sie überzeugt sind, der gute Geist regiere vorzüglich alle seine Schritte. Sie stellen sich das zukünftige Leben als einen Ort vor, wo jede Sache im größten Ueberfluß seyn, und sie alle ihre Wünsche ohne das geringste Hinderniß befriedigen werden. Hierdurch kommt ohne Zweifel ihre grosse Gleichgültigkeit gegen den Tod, denn die Nachricht,

daß

daß ein Indianer nur noch wenig Stunden zu leben hat, wird ihn nicht im geringsten aus seiner Fassung bringen; er hält gemeiniglich noch kurz vorher an die Umstehenden mit vieler Gelassenheit eine Rede; auf diese Art giebt ein Vater seinen Kindern die letzten Ermahnungen, und nimmt von seinen Freunden Abschied.

Gewöhnlich begraben die Indianer ihre Todten mit vielem Anstande, und errichten Denkmäler bey ihren Gräbern. Man giebt ihnen diejenigen Sachen, die sie am meisten gebraucht und geliebt haben, als ihren Bogen, Pfeile, Pfeife, Taback ꝛc. mit ins Grab, damit es ihnen bey der Ankunft in jenem Leben an nichts fehlen möge. Die Mütter trauren lange um ihre Kinder, und die Nachbarn beschenken den Vater, der eines verlohren hat, wofür er ihnen wieder ein Fest giebt.

Die indianischen Feste, es sey nun bey Gelegenheit eines Begräbnisses, eines Sieges, Besuches oder irgend einer andern Gelegenheit, sind sehr einfach. Der Wilde kränkt seinen Freund nicht mit Ausstellung seiner Reichthümer, sondern theilt sie mit ihm, und glaubt

nicht den Ertrag eines ganzen Jahres nöthig zu haben, um ihn zu empfangen; ja, er schätzt sich sogar glücklich, wenn er ihn Theil an dem, was er besitzt, nehmen lassen kann. Der Gast ist versichert, mit einer ungekünstelten Freymüthigkeit behandelt zu werden, und darf weder höhnisches Ohrenflüstern während seiner Anwesenheit, noch beissende Anmerkungen, wenn er hinweg ist, befürchten; ein Vorzug, den er bey gesitteten Nationen nicht geniessen würde. Hier kennt man auch keinen Unterschied der Stände, und knechtische Unterwürfigkeit gegen Höhere, wodurch das Vergnügen einer Gesellschaft so oft gestört wird, ist nicht unter ihnen zu finden.

Der Hang zur Rache bey den Indianern ist eine Hauptursache, warum sie zu jeder Zeit und auf die allergeringste Veranlassung zum Kriege geneigt sind; auch schlagen sie ihren Bundesgenossen selten ihre Beyhülfe ab, wenn diese sie darum ansprechen.

Ihre Kriegserklärung geschieht mit viel Umständen und Ceremonien, die Furcht und Schrecken erregen. Zuerst berufen sie eine

Versammlung derer Sachems und vornehmsten Krieger, worin sie berathschlagen, wie man sich überhaupt bey der ganzen Sache verhalten wolle. In diesem Generalcongreß haben unter den nördlichen Indianern und bey denen fünf Nationen die Weiber so gut ihre Stimme als die Männer. Wenn sie alle beysammen sind, trägt der Präsident oder vornehmste Sachem die Sache vor, hebt die Streitaxt, welche bey ihm liegt, empor und sagt: „Wer von euch will gegen diese Nation „fechten? Wer von euch will Gefangne unter „ihnen machen, um unsre ermordeten Freunde „zu ersetzen, und unsre Beleidigungen zu rä„chen, damit unsre Ehre und unsre Name so „lange erhalten werde, als die Flüsse fliessen, „das Gras wächst, oder Sonn und Mond „scheinen.“ Hierauf tritt einer von den angesehensten Kriegern auf, redet die Versammlung an, wendet sich endlich an die jungen Leute, und fragt, wer mit ihm gegen den Feind gehn wolle? sie stehn alsdenn alle einer nach dem andern auf und folgen ihm, indem er in einem Cirkel herum geht. Gemeiniglich haben sie

bey einer so großen Versammlung ein Stück Wildpreet oder sonst ein Thier ganz gebraten; jeder von denen, der aufgestanden ist, schneidet sich ein Stück von demselben, ißt es und sagt dabey: „So will ich unsre Feinde, wobey „er die feindliche Nation nennt, zerreissen.“ Durch diese Ceremonie verbindet sich ein jeder zur Treue und Tapferkeit während des Krieges; wenn diese vorüber ist, fängt der Tanz an, und sie singen den Kriegsgesang dazu; der Inhalt desselben bezieht sich auf ihr Vorhaben, und die Art, wie sie ihre Feinde überwinden und ausrotten wollen. Alles dies wird mit erhabnen Worten und fürchterlichen Tönen ausgedrückt. Die Beredsamkeit und der Einfluß ihrer Weiber bey diesen Berathschlagungen ist ausserordentlich groß, denn oft hängt der letzte Entschluß von ihnen ab. Wenn eine von ihnen, eine Nation oder auch nur einzelne Leute, die nicht recht entschlossen zu seyn scheinen, an dem Streite Antheil zu nehmen, dennoch dazu reizen will, es geschehe nun einen ermordeten Verwandten zu rechen, oder durch Gefangne seinen Verlust zu ersetzen, so läßt sie

dem:

demjenigen, dessen Hülfe sie verlangt, eine Schnure von Wampum durch einen starken jungen Krieger überreichen, und diese Einladung schlägt selten fehl.

Wenn sie um eine Of- oder Defensivallianz anhalten, so schicken sie eine Gesandschaft, diese überbringt ein Wehrgehenke nebst einer blutigen Axt, und ladet sie ein, ihnen das Blut ihrer Feinde trinken zu helfen. Diese Gehenke waren bey solchen Gelegenheiten, ehe sie mit denen Europäern bekannt waren, mit nichts als kleinen Muscheln, die sie an den Ufern der Seen und des Meeres auflasen, besetzt; jetzt aber in einer Art cylinderförmigen Schnuren von schwarzen und weissen Muscheln, die bey ihnen in eben dem Ansehn stehn, als Gold und Silber bey uns. Die schwarzen schätzen sie am meisten, und beyde zusammen sind ihre größten Kostbarkeiten und Zierrathen; sie vertreten völlig bey ihnen die Stelle des Geldes. Sie wissen selbige sehr geschickt in ihre Wehrgehenke, Halsbänder u. a. Sachen in tausend verschiednen Figuren zu sticken und zu weben. Sie färben das Wampum mit verschiednen

Farben

Farben und Schattirungen, die mit vieler Ordnung und Geschmack durch einander gemischt sind; die Ordnung und Gestalt derselben ist sehr oft bedeutend, und sie können durch einander verschiedne Sachen zu verstehn geben, so wie mir es durch Schriften thun. Die Gehenke, welche von einer Nation bey Bündnissen, Erklärungen und andern wichtigen Gelegenheiten an die andre geschickt worden, werden in den Hütten ihres Chefs sorgfältig aufbewahrt, und nicht allein als ein zur Geschichte nöthiges Monument, sondern auch als ein öffentlicher Schatz betrachtet, Auch werden sie nur bey den wichtigsten Vorfällen, die das Ganze angehn, getragen, denn man würde es für eine Entheiligung ansehn, sich ihrer bey jeder unbedeutenden Gelegenheit zu bedienen.

Eben so wichtig ist das Calumet oder die Friedenspfeife, die auch bey diesen Unterhandlungen gebraucht wird; der Kopf derselben ist von einem weichen rothen Steine, der sich gut bearbeiten läßt, das Rohr aber von gewöhnlichem Rohre, Hollunder oder einem andern leichten Holze, mit verschiednen Farben gemahlt,

mahlt, und Federn von den schönsten Vögeln geziert. Sie bedienen sich dieses Calumets um Taback, oder in dessen Ermanglung andre Blätter, bey wichtigen Gelegenheiten, als Bündnissen u. s. w. daraus zu rauchen; diese Ceremonie vertritt bey ihnen die Stelle des feyerlichsten Eides, der nicht ohne Verlust der Ehre und Zuziehung aller möglichen Strafen vom Himmel gebrochen werden kann. Wenn sie sich über einen Krieg berathschlagen, so ist die Pfeife und alle Verzierungen an derselben roth; zuweilen ist auch nur die eine Seite derselben roth; jedermann, der die Sitten dieser Völker kennt, wird beym ersten Anblicke derselben sehn, was die Nation, die sie bringt, damit verlangt. Das Rauchen aus dieser Pfeife ist zugleich eine religiöse Ceremonie bey vielen Gelegenheiten, und dient bey Bündnissen besonders als ein Zeugniß der Anerkennung, des Beytritts zu dem was beschlossen worden, zugleich auch als eine Handlung, wodurch sie die Sonne und den Mond zum Zeugen ihrer Aufrichtigkeit nehmen. Diese Gewohnheit der Indianer, ob sie gleich im ersten Augenblick

 ein

ein wenig lächerlich scheint, ist dennoch nichts weniger als ungereimt; denn nach ihrer Meynung vertreibt das Tabackrauchen alle Dünste aus dem Gehirn, erheitert den Kopf, und macht ihn zum Nachdenken geschickter, deswegen machen sie das Ceremoniel mit der Friedenspfeife zu einer so wichtigen Sache bey ihren Berathschlagungen; und indem beyde Nationen, nämlich die Vornehmsten derselben daraus rauchen, so ist es das nämliche, als wenn wir zum Zeichen der Freundschaft aus einer Schaale trinken. Die Grösse und Verzierungen des Calumets richtet sich theils nach dem Range der Personen, denen sie überreicht wird, der Hochachtung, die man für die Gesellschaft hat, auch nach der Wichtigkeit des Auftrags überhaupt.

Ein andres Instrument, welches in grossen Ansehn unter ihnen steht, ist das Tomahawk. Es ist eigentlich ein altes Gewehr, dessen sie sich, ehe sie mit dem Gebrauche des Eisens und Stahls bekannt waren, im Kriege bedienten, allein seit dieser Zeit sind die Aexte an deren statt üblich unter ihnen geworden. Jedoch

bey

bey feyerlichen und öffentlichen Gelegenheiten hat es dennoch so wie das Calumet seinen grossen Werth, und ist oft von grosser Bedeutung. Es hat viel Aehnliches mit einer Axt, aber einen längern Griff; auf der einen Seite ist es rund wie ein Knopf von hartem Holze, und fest genug, um den stärksten Hirnschädel zu zerschlagen, auf der andern aber, wo an einer Axt die Schneide ist, läuft es spitzig zu; diese Spitze läuft ein wenig unterwärts nach dem Griffe oder Stiele gekrümmt zu; in der Mitte, wo der Stiel fest gemacht ist, geht oberwärts eine lange Spitze heraus, so daß man sich dieses Instruments zugleich als eines Spiesses bedienen kann. Es ist ebenfalls mit Farben und Federn, nach dem die Gelegenheit, zu welcher man es brauchen will, es erfodert, geschmückt. Auf demselben machen sie durch eine Art von Hieroglyphen das Tagebuch ihres Marsches und andrer wichtigen Vorfälle während des Krieges. Wenn sie sich wegen eines Krieges berathschlagen, so ist das Tomahawk ganz roth angestrichen, und liegt während der Sitzung auf der Erde; ist er beschlossen, so

hebt

hebt es der Anführer der jungen Krieger auf, stimmt, wie schon gesagt worden, den Kriegsgesang an und tanzt damit herum. Wenn die Versammlung vorbey ist, so wird es, oder ein andres von der nämlichen Art durch einige Krieger an alle Stämme herum geschickt, zugleich bringen sie ein Wehrgehenke von Wampum mit; sie werfen das Tomahawk auf die Erde, welches der vornehmste Krieger in dem Stamme wieder aufhebt, wenn er Willens ist Antheil zu nehmen; wo nicht, so geben sie es nebst einem andern Gehenke von Wampum zum Gegengeschenke zurück.

Jede Nation oder Stamm hat ihr besonderes Zeichen oder Wappen, dies ist gemeiniglich ein Thier, ein Vogel oder ein Fisch. So sind es unter denen fünf Nationen der Bär, die Otter, der Wolf, die Schildkröte und der Adler. Durch die Namen dieser Thiere, deren Figur sie so wohl gemahlt als auch tättawirt oder in die Haut eingeätzt an ihren Körpern tragen, werden sie auch gemeiniglich unterschieden. Wenn sie durch Wälder ziehen, so pflegen sie an jedem Orte, wo sie ein Lager gehabt

haben,

haben, diese Figuren in die Bäume zu schneiden, besonders wenn sie aus einem glücklichen Feldzuge zurück kommen; sie setzen gemeiniglich die Anzahl ihrer Scalpen abgerißne Häute von denen Hirnschädeln) oder der Gefangnen dazu.

Ihr kriegerischer Anzug hat viel Romantisches und Fürchterliches, besonders die Tracht ihrer Haare und das Bemahlen mit Farben. Sie schneiden oder raufen alle Haare, ausgenommen einen Schopf oben auf dem Wirbel in der Stärke eines Guldens, aus; desgleichen auch den Bart und die Augenbraunen. Der übrig gebliebne Schopf Haare wird in verschiedne Zöpfe getheilt, die jeder mit Wampum, Schnuren von Muscheln, Federn u. a. m. geziert und zugleich steif gemacht sind, alle diese einzelnen Zöpfe werden zusammen genommen, und aufwärts umwickelt, so daß es nun ein aufrecht stehender Busch ist, der ihnen ein fürchterliches Ansehn giebt. Ihre Köpfe sind bis an die Augenbraunen roth gemahlt, das Untertheil derselben aber ist mit weissen Flecken. Der Knorpel an ihren Ohren ist beynahe völlig durch-

durchstochen; in den Löchern tragen sie Stücken Drath, die hinten im Nacken zusammen gedreht werden. Auch hieran hängen eine Menge Verzierungen, unter welchen gemeiniglich die Figur eines Thiers oder Vogels ist. Der untere Theil ihrer Nasen ist ebenfalls durchbohrt, und mit kleinen Schnuren Muscheln behängt; der übrige Theil des Gesichts ist mit allerhand Farben auf eine abentheuerliche und fürchterliche Art bemahlt. Die Brust wird mit einer Art von Cüraß oder Platte von Metall bedeckt, und das schreckliche Gewehr, das Scalpiermesser hängt an einer Schnur um den Hals.

Auf diese Art gerüstet, und mit allen übrigen zum Kriege nöthigen Dingen versehen, marschieren sie unter Anstimmung des Kriegsgesangs aus, und endigen diesen nicht eher, bis sie ihr Dorf aus dem Gesicht verlohren haben. Gemeiniglich folgen ihnen ihre Weiber, und tragen einen Theil ihres Gepäckes, kehren aber zurück, ehe es zu einem Gefecht kommt. Die Indianer haben keine festgesetzte Methode Krieg zu führen, sie richten ihre Angriffe blos

nach

nach der Gelegenheit, die sich zeigt, ein; größtentheils aber geschehen sie heimlich, hinterlistig, durch Ueberfälle mit fliegenden Partheyen, die auch zu dieser Absicht ausgerüstet sind, denn ihr Anzug ist alsdenn sehr dünn und leicht, und besteht oft in nichts als einem Hemde, Strümpfen, langen Hosen, oft sind sie beynahe ganz nackend. Die Nationen, die mit den Engländern und Franzosen in Verbindung stehn, bedienen sich gewöhnlich der Flinten, Streitärte und des Scalpiermessers; die übrigen führen den Bogen, das Tomahawk, Piken und dergleichen Waffen.

Bey öffentlichen Versammlungen sprechen die Chefs selten und wenig, weil sie es unter ihrer Würde halten, sich bey solchen Gelegenheiten vernämlich auszudrücken, sie haben deswegen ihre eignen Sprecher oder Redner, und in jeder Stadt, oder bey jedem Stamme befindet sich einer. Ihre Art sich auszudrücken ist natürlich, deutlich und erhaben; man kann von ihnen behaupten, daß sie den wahren lakonischen Styl haben, denn nie hört man etwas, das nicht nothwendig zur Sache gehörte.

Geiz,

Geiz, diese unter andern Völkern so gemeine Leidenschaft ist bey ihnen völlig unbekannt, Ehrgeiz und Begierde nach Reichthümern reizt sie nicht, auch haben sie keine Begriffe von dem Unterschiede zwischen reich und arm, hoch und niedrig, von hoher oder geringer Geburt. Der Tapfere, er mag auch in noch so schlechten Umständen seyn, ist sicher geehrt und belohnt zu werden. Das größte Fundamentalgesetz ihrer Politik ist, daß jeder Mensch frey und unabhängig sey, und niemand auf Erden ein Recht habe, ihn dieser Vortheile zu berauben, auch nichts ihn für diesen Verlust schadlos halten könne.

Wenn die Indianer aus einem glücklichen Feldzuge zurück kehren, richten sie es so ein, daß sie nicht eher als mit dem Abende bey ihrem Dorfe anlangen. Beym Einbruche der Nacht schicken sie drey oder viere ab, um den Chefs Bericht von den Hauptvorfällen abzustatten. Am Morgen des folgenden Tages ziehn sie ihren Gefangnen neue Kleider an, schmücken ihre Köpfe mit Federn, bemahlen ihnen die Gesichter, und geben denselben weisse

Stäbe, die mit Schwänzen von Thieren umwunden sind, in die Hände. Hierauf thut der Anführer so viel laute Schreye oder Rufe als er Scalpen oder Gefangne gemacht hat; das ganze Dorf versammlet sich hierauf an der Wasserseite, wenn es an einem Flusse liegt. So bald man die Krieger ansichtig wird, gehen ihnen vier oder fünf junge Leute in ihren besten Kleidern entweder in einem Canoe oder zu Lande entgegen; die beyden ersten tragen jeder ein Calumet; diese holen singend die Gefangnen ab, und bringen sie im Triumph nach einer Hütte, wo sie ihr Urtheil erwarten. Der Eigenthümer derselben hat das Vorrecht, ihr Schicksal zu bestimmen, oft aber wird es auch Weibern überlassen, die Männer, Väter, Brüder oder Söhne im Kriege verlohren haben; in diesem Falle wählen sie gemeiniglich Gefangne an ihre Stelle, und retten dadurch das Leben derselben. Man giebt dem Gefangnen gleich nach seiner Ankunft zu essen, und während dieser mit der Mahlzeit beschäftigt ist, wird über ihn berathschlagt; erhält er das Leben, so gehen sogleich zwey junge Männer,

bin-

binden ihn los, und führen ihn bey der Hand in die Hütte der Familie, die ihn angenommen hat. Beschließt man aber seinen Tod, so erhebt das ganze Dorf das Todesgeschrey, und alle Anstalten zur Hinrichtung werden gemacht. Sie richten zwey Pfähle auf, und an diesen wieder zwey Querlatten, die eine ungefähr zwey Fuß vom Boden, und die andre fünf bis sechs Fuß höher; auf die unterste nöthigen sie nun das unglückliche Schlachtopfer, welches schon nakend ausgezogen worden, zu treten, und binden seine Füsse ein wenig auseinander an; seine Hände werden ausgestrekt und an der obern Pfoste befestigt; in dieser Stellung brennen sie ihn über den ganzen Leib, nachdem sie ihn wohl vorher mit Harz bestrichen haben. Männer, Weiber und Kinder sind um ihn her versammlet, und ein jeder hat das Recht ihn zu martern wie er will, so lange noch Leben in ihm ist. Wenn nicht jemand von denen Umstehenden seine Geschicklichkeit hierin besonders zeigen will, und dadurch seine Qual verlängert, so wird er gemeiniglich bald mit Pfeilen todtgeschossen, oder von dem Rauche der um ihn

gehäuften und angezündeten Baumrinden erstickt. Sie lassen seine Ueberreste alsdenn so, laufen auf den Abend in allen Hütten herum, hauen jedes Stück ihres Geräthes, selbst die Wände, mit kleinen Ruthen, um seinen Geist vollends fort zu jagen, und ihn zu verhindern Rache an ihnen zu nehmen; den Ueberrest des Tages bringen sie mit Festen und Belustigungen zu.

Dies ist die gewöhnlichste Art, ihre Gefangnen hinzurichten; zuweilen aber binden sie selbige auch nur an einen einzigen Pfahl, und zünden rund umher Feuer an; auch schneiden sie ihnen manchmal die Finger und Zehen stückweise ab, oder brennen sie mit heissem Wasser zu Tode. Oft bringen sie ihre Gefangnen gleich auf dem Flecke, wo sie selbige bekommen, um, oder auf dem Rückwege, wenn sie entweder befürchten, daß sie ihnen entlaufen, oder zu beschwerlich werden mögten.

Ist aber der Krieg unglücklich ausgefallen so betragen sie sich ganz anders; sie kommen alsdenn am Tage ohne die geringste Ceremonie in das Dorf zurück, und beobachten mit vielen

Merk-

Merkmalen der Traurigkeit ein tiefes Stillschweigen. Haben sie einigen Verlust gehabt, so gehen sie Abends in das Dorf zurück, machen das Todesgeschrey, und nennen diejenigen die sie entweder durch den Feind oder durch Krankheit eingebüßt haben. Wenn das Dorf beysammen ist, setzen sie sich nieder, verwickeln oder bedecken sich die Köpfe, und weinen alle, ohne lange Zeit ein Wort zu sprechen. Hierauf fangen sie laut an den Verlust ihrer Gefährten zu betrauren, und alles behält verschiedne Tage den Eindruck der Betrübniß. Dies sind überhaupt die Sitten derer Indianer, welche die Engländer unter dem allgemeinen Namen der fünf Nationen verstehn, und diese Gewohnheiten dienen, wie ich schon gesagt habe, allen übrigen Völkern, mit denen die Engländer in Verbindung stehen, zum Muster; jedoch hat jeder einzelne Stamm immer irgend etwas eignes.

Bey den Huronen, die von den fünf Nationen Väter genennet werden, und ohne allen Zweifel mit zu ihnen gehören, ist die Würde eines Chefs erblich, und die Succeßion ruht

auf

auf der weiblichen Linie; so daß wenn jetzt einer stirbt, so kommt nicht sein, sondern seiner Schwester Sohn an dessen Stelle, und solte kein Sohn einer Schwester da seyn, so ist es der nächste Anverwandte von der weiblichen Seite; gesetzt aber dies ganze Geschlecht wäre verloschen, so wählt die edelste oder vornehmste Matrone des Stammes oder der Stadt den Nachfolger. Ist dieser noch nicht bey reifen Jahren, so wird während der Minorennität des erstern ein Regent ernennt, der zwar völlige Authorität hat, jedoch nur im Namen des Unmündigen handelt.

Die Delawares und Shawanees sind wegen ihres betrügerischen und hinterlistigen Characters bekannt; sie achten weder ihr gegebnes Wort, noch die allerheiligsten Bündnisse.

Die Tweeghtwees und Yeahtanees sind sanft und ruhig, und scheinen unter allen indianischen Nationen ihre Leidenschaften am meisten in ihrer Gewalt zu haben. Sie waren von jeher der Engländer treue Freunde, und freuen sich, wenn sie deren bey sich haben können; ohne Zweifel würden aus ihnen sehr gute

Unterthanen gezogen werden können, wenn man die rechten Maasregeln ergriffe, sie zum Christenthum zu bringen und zu civilisiren.

Verschiedne Saihems oder Chefs regieren die Cherokees, ungefähr auf die nämliche Art, wie die Einrichtung in den vereinigten Staaten von Holland ist; sie werden von ihren verschiednen Stämmen oder Städten gewählt. Auf die nämliche Art werden auch die Creeks und Chictaws beherrscht. Die Chickesaws haben einen König und eine Rathsversammlung zu seinem Beystande, man hält sie für ein sehr tapfres Volk. Sie sind gewöhnlich mit allen andern Indianern an der östlichen Seite des Mißisippi in Krieg verwickelt; die Chictaws, Creeks, Cherokees und die südlichen Völker fechten oft in der Plaine in Schlachtordnung mit ihnen; da sie Pferde genug haben, so reiten sie bis auf das Schlachtfeld, und steigen dort ab, wo die Weiber oft eben so wie die Männer fechten, wenn man ihnen zu heftig zusetzt.

Man vermuthet, das die Chickesaws aus Südamerica gekommen, und von dort die

Pferde mitgebracht haben. Die Creeks und Chictaws bestrafen die Untreue ihrer Weiber dadurch, daß sie ihnen die Haare abscheeren, und diese dürfen sie nicht eher wieder wachsen lassen, bis im nächsten Jahre das Getraide reif ist. Ihre Nachbarn, die Chickesaws, hingegen kennen die Eifersucht gar nicht, und behaupten, es sey unter der Würde eines Mannes, die Keuschheit eines Weibes in Zweifel zu ziehn. Sie sind groß, wohl gemacht, und von angenehmer Bildung; ihre Weiber besonders zeichnen sich durch Schönheit von allen andern Nationen nach Süden zu aus; doch werden diese wieder von denen huronischen Weibern am See Erie, welche die schönsten unter allen auf dem festen Lande seyn sollen, übertroffen. Sie kleiden sich weit zierlicher, und wissen jeden Theil des Körpers durch einen gut gewählten Putz zu schmücken; allein dem ungeachtet wird man selten, weder unter den fünf Nationen, noch bey den Huronen einen eifersüchtigen Ehemann finden.

Die Männer unter denen Ottawawas oder Souties sind fett und von starken Gliedern,

die

die Weiber aber klein, sehr dick, und nichts weniger als schön, dem ungeachtet sind ihre Männer in dem Rufe, als ob sie eifersüchtig wären; so bald ihnen ein solcher Einfall in den Kopf kommt, so schneiden sie den Weibe, die sie im Verdacht haben, die Nasenspitze weg, um sie auf ewig zu beschimpfen.

Diejenigen Nationen, die an den Seen herum wohnen, leben größtentheils friedlich unter einander, weil sie ruhige Besitzer schöner Striche Landes sind. Sie machen eine Art von einem eignem Reiche aus; der Kayser ist aus dem ältesten, nämlich dem Stamme der Ottawawas, und wird gewählt. Einige von diesem letztern wohnen nicht weit von dem englischen Fort Detroit; allein der meiste Theil desselben hält sich mehr westwärts nach dem Mißisippi zu auf. Ihr gegenwärtiger König oder Kayser heißt Ponteak, und hat auf allen Fall das größte Gebiet unter allen indianischen Chefs auf dem festen Lande. Er lebt wirklich mit fürstlicher Pracht, und wird von seinen Unterthanen sehr geehrt. Vor nicht gar langer Zeit entwarf er einen Plan, alle übrige

nord:

nordindianische Nationen unter seinen Befehlen zu vereinigen, allein dieser schlug fehl.

Wenn man nordwärts von Montreal nach dem Ottawawasflus reiset, trift man einige Dörfer, die denen Rundköpfen und Ottawawas gehören. Die ersten haben den Namen von der Gestalt ihrer Köpfe, weil die Mütter bey diesem Volke alle mögliche Sorge tragen, denen Kindern in ihrer zartesten Jugend die Köpfe so rund als möglich zu drücken, indem sie es für die größte Schönheit halten.

An den Ufern des Flusses St. Joseph, der sich in den See Meshigan ergießt, sind noch nicht längst zwey Städte von denen Pottawatamees und Yeahtanees angelegt worden. Vormals hielten sich die Miamees an diesem Flusse auf, sie sind nunmehr aber in lauter kleinen Haufen an den Flüssen Miamee und Wabach, die in den Ohio fallen, zerstreut. Die Yeahtanees sind wegen ihres guten, freundlichen Characters bekannt; sie behandeln sogar ihre Gefangnen ganz gegen die Gewohnheit der übrigen indianischen Völker mit Güte und Menschenliebe.

Die Sprachen aller Völker nach Norden haben wohl ohne Zweifel ihren Ursprung von denen fünf Nationen oder Ottawawas, und wer nur diese beyden Mundarten in seiner Gewalt hat, kann sich wenigstens bey hundert verschiednen Stämmen verständlich machen; denn ob gleich beynahe jeder derselben kleine Abweichungen und Eigenheiten in der Aussprache hat, so sind dennoch diese gar nicht beträchtlich. Die Sprache der Ottawawas ist selbst unter diesen beyden am meisten bekannt; die fünf Nationen sprechen in der That fünf verschiedne Dialecte, verstehn sich aber sehr gut.

Die Mundart der Mohocky ist die kürzeste, edelste, und erhabenste. Sie bewegen bey einer langen Rede kaum die Lippen. Die Ottawawas sprechen schon geschwinder und mit mehrerer Heftigkeit, allein beyde Sprachen sind stark und ausdrucksvoll; auch bemerkt man, daß sie sich mit grosser Reinigkeit ausdrücken, selten hört man einen falschen Syntax oder Aussprache und Ton. In gewisser Rücksicht sind diese Sprachen freylich arm, weil sie keine

Worte

Worte haben, wodurch sie die Menge unsrer abstrakten Ideen ausdrücken könnten; denn ehe sie mit den Europäern bekannt waren, sprachen sie nur selten von Dingen, die nicht sichtbar oder gegenwärtig gewesen wären. Ein Europäer, der ihnen irgend etwas, was sie nicht gesehn haben, begreiflich machen will, muß sich deswegen einer Menge Umschreibungen bedienen, die freilich die Unterhaltung höchst langweilich machen.

Die Indianer, besonders nach Süden zu, befestigen ihre Städte mit starken Pallisaden, so daß sie von einem Feinde, der in der Kriegskunst nicht erfahrner ist als sie selbst, wenig zu befürchten haben. Ehedem hielt man die fünf Nationen für die erfahrensten im Bauwesen, allein jetzt werden sie von denen an der Lac Superior und einigen westlichen Nationen übertroffen. Die Jagdhäuser oder Hütten sind meistens das Werk einer halben Stunde; allein oft durchstreichen sie Monate lang die Wälder, ohne andre Bedeckung als eine Thierhaut oder einen Teppich.

Da sie eben nicht sehr gesprächig sind, so ist es sehr langweilig mit ihnen zu reisen, denn sie sprechen nicht allein selbst nichts, als was die Nothwendigkeit erfodert, sondern werden auch darüber verdrüßlich, wenn einer ihrer Gefährten die Reise über; sie sey zu Wasser oder zu Lande, redet. Unter denen Chickesaws, Creeks, Cherokees und andern südlichen Nationen findet man beynahe in jedem Dorfe einen Beschwörer, der tiefe Kenntnisse in allen Sachen zu haben vorgiebt; denn er behauptet, daß er die allertiefsten Geheimnisse, selbst das, was in den Cabinetten vorgeht, wisse, sagt den guten oder schlimmen Ausgang einer Negation, eines Kriegs, einer Jagd vorher. Diese Zauberer bereiten sich allemal zu jeder Beschwörung durch einen heftigen Schweiß an einem warmen Ofen, worauf sie sich, es mag auch noch so kalt seyn, in einen Fluß oder See stürzen. Ihre Hauptbeschäftigung aber ist medicinisch. Die Indianer kennen in Vergleich mit uns nur wenig Krankheiten. Das Podagra, die Gicht, Gallenfieber, Schlagflüsse und eine Menge andre Uebel, die bey uns gemein

sind, sind ihnen völlig unbekannt; auch wußten sie nichts von den Blattern, ehe sie mit uns Umgang hatten, wodurch so viele von ihnen umgekommen sind. Bey Wunden, Verrenkungen, Brechen der Glieder brauchen sie nichts als Kräuter, Säfte derselben, Wurzeln und andre einfache Mittel. Auch bedienen sie sich oft der Bäder, und während der Cur wird der Patient auf eine strenge Diät gesetzt; hilft endlich diese einfache Curart, womit beynahe ein jeder selbst umzugehn weiß, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Zauberer, der nunmehr seine Künste anfängt. Der Kranke mag nun sterben oder gesund werden, so ist der gelehrte Herr doch gewiß aus aller Schuld; denn kaum bemerkt er, daß keine Hofnung mehr übrig ist, so schreibt er gewiß den Gebrauch irgend eines Dinges vor, welches auf allen Fall nicht zu haben ist; hierauf beruht, wie er ihnen versichert, die Genesung des Patienten, und nun kann freylich der gute Mann nicht dafür, wenn dieser stirbt.

Die Wilden haben wirklich einige Mittel, die in gewissen Krankheiten selten fehl schlagen;

dies ist besonders bey paralytischen Zufällen, der Wassersucht und venerischen Krankheiten. Sie schröpfen und lassen viel Ader, allein ihr Universalmittel ist schwitzen, und gleich darauf ein kaltes Bad; sie schwitzen auch oft zum Vergnügen, um ihre Köpfe zu erleichtern, und mit desto mehrerer Leichtigkeit bey öffentlichen Versammlungen sprechen zu können. Sie glauben, ein Patient sey nicht eher gefährlich krank, bis er alle Nahrung verweigert; gemeiniglich geben sie alsdann das ganze Uebel irgend einer Hexerey Schuld, und hier ist nun kein ander Gegenmittel, als der Zauberer, welcher nach einer Menge abgeschmackter Ceremonien, wobey er schwitzt, schreit, sich selbst schlägt, seinen Geist anruft, ihnen endlich die Ursache der Krankheit und ein Mittel dagegen angiebt.

Die Wilden, welche an den Küsten von Labrador, um den Golf von St. Laurence, und an denen Meerengen von Belleisle herum wandern, haben wenig Aehnlichkeit mit denen übrigen Indianern in America. Sie ziehn in grossen Haufen herum, und sind sehr feig, ihr schrecklicher Anblick ist das einzige, was man

von

von ihnen zu fürchten hat. Sie kleiden oder verwickeln sich auf eine solche Art, daß man gar ihre Gesichter nicht sehen kann, ihre Hemden gehen hoch über den Kopf in Art einer Mütze herauf, oben aus der Spitze geht eine Menge ihrer Haare heraus, und hängen ihnen über die Gesichter; die Kleider gehn bis unter die Knie, das Vordertheil derselben hängt in einem spitzigen Zipfel herab; an ihren Gürteln haben sie eine Menge Zierrathen von Muscheln. Knochen und andern Dingen. Die Materialien zu ihren Kleidungen bestehn grösstentheils aus Häuten und Pelzwerk, wovon sie eine Menge eins über das andre ziehen; allein ungeachtet dieses schwerfelligen Anzugs scheinen sie doch hurtig und geschickt zu seyn. Die ältesten Männer jedes Stammes sind ihre Regenten, und machen eine Art des Senats unter sich aus. Die Verbindung und Handlung der Engländer mit den Siaux Nißipongs und mehrern noch nördlichern Völkern ist nur gering, allein nach den Nachrichten, die man von ihnen hat, so sind diese Nationen faul, wild, grausam, beynahe viehisch, und haben alle Fehler

in einem höhern Grade, als diejenigen Nationen, die mit den Britten in Unterhandlung stehn.

Die Seguntacooks, oder Abnaques in Neuengland waren ehedem, wie auch die Mimaux in Neuschottland, weit zahlreicher. Von denen Penobscots, Narigeewalks, denen St. John's Indianern, und vielen andern ost- und südwärts vom Golfo von St. Lawrence, findet man nichts mehr, als hin und wieder einige zerstreute Familien.

Die Canoes von Baumrinde, deren sich die Indianer bedienen, verdienen wegen ihrer Arbeit besondre Aufmerksamkeit. Sie bestehn entweder aus Ulmen oder Birken; die erstern sind gemeiniglich kürzer und nicht so gut gearbeitet. Die Canoes aus Birken werden von denen Engländern eben so wohl als von denen Indianern auf den Seen und Flüssen im Lande gebraucht. Sie spellen oder schneiden die Rinde, welche sehr dick ist, durch Keile von Cedern oder Fichtenholze, und zwischen diese und die Rinde schlagen sie noch kleine Splitter oder Pflöckgen, wodurch das Canoe mehr Festigkeit

und Stärke erhält. Die beyden Enden erheben sich allmählig, und laufen in zwey scharfen, völlig gleichen Spitzen zu. Der Mann, der hinten sitzt, steuert, und der vorderste giebt Acht, daß das Schiff nicht gegen irgend etwas laufe, wo es Schaden nehmen könnte. Sie sitzen oder knien auf dem Boden, ihre Ruder sind fünf bis sechs Fuß lang, und gemeiniglich von Ahornholz. Wenn sie gegen einen heftigen Sturm fahren, brauchen sie lange Stangen, die sie in den Grund einsetzen, allein man muß sehr genau das Gleichgewicht beobachten, weil das Canoe vermöge seiner Leichtigkeit bald umschlägt.

Die Ribben oder Breter von Baumrinde, so wie auch die Querriegel, sind mit feinen aus einander geschälten Wurzeln, besonders von der Fichte, weil diese weicher und nicht so leicht wie die übrigen trocknet, zusammen genäht. Jede Naht ist so wohl auf der innern als äussern Seite mit Harz bestrichen, und wird alle Tage sorgfältig untersucht. Ein grosses Canoe trägt zwölf Mann, einige auch noch mehr; die Ottawawas sind in Erbauung derselben am geschicktesten.

In

In den Monaten Februar und März ziehen die Indianer den Saft aus dem Ahornbaume; er ist gesund und von einem vortreflichem Geschmacke. Man verfährt dabey auf folgende einfache Art: sie machen einen Einschnitt in den Stamm des Baumes, und leiten nunmehr den Saft durch kleine Röhren oder Federkiele in ein Gefäß. Der nämliche Baum kann verschiedne Jahre hindurch abgezapft werden. Der Saft selbst ist so hell wie Wasser, und sehr kühlend; er wird als sehr gesund für die Brust betrachtet, und man hört nicht, daß er irgend jemand, und wenn er auch noch so viel davon trinkt, geschadet habe. Er gefriert nicht, wird aber, wenn er lange aufbewahrt wird, vortreflicher Eßig. Die Indianer sieden selbigen, und gewinnen daraus eine Art von Zucker der beynahe wie Honig, aber noch angenehmer schmeckt, und völlig wie Zucker gebraucht werden kann; wenn man ihn gehörig behandelte, so würde er ohne Zweifel ganz die Stelle des gewöhnlichen, der aus dem Zuckerrohre gemacht wird, vertreten. In der Provinz Neuyork bey South-Bay ist eine Manufactur davon angelegt worden, die

gut geht, und schon eine ansehnliche Menge Zucker so wohl in Pulver als auch Stücken geliefert hat.

Die Meynungen über den eigentlichen Ursprung der Indianer in America sind sehr verschieden, weil man nämlich als gewiß voraussetzt, daß sie Emigranten sind, die vormals aus einer andern Gegend gekommen sind. Ihre Geschichte besteht bloß aus Traditionen, die von dem Vater auf den Sohn fortgeht, allein hierin sind sie sehr genau und pünktlich, deswegen glaube ich auch, daß ihre Berichte hierin den mehresten Glauben verdienen. Die Huronen, die fünf Nationen und alle andre nach Süden zu, kommen, ausser den Chickesaws, darin überein, daß sie von Abend her gekommen sind. Die Chickesaws aber kamen seit der Besitznehmung der Spanier aus Südamerica. Die Indianer an den grossen Seen, die nordwärts vom Fluß St. Lawrence liegen und diejenigen zwischen diesem Flusse und der Bay von Fundy, auch beynahe bis zur Hudsonsbay nordwärts, die Eskimaur ausgenommen, sagen, ihr Ursprung sey aus Norden.

VII.

Nachricht von Kamtschatka.

Aus dem Tagebuch des Capitain King bei seiner letzten Reise um die Welt.

Kamtschatka ist eine Halbinsel an der östlichen Küste von Asien, die sich vom 52sten bis zum 61sten Grad nordlicher Breite erstrekt; ihr südlicher Theil liegt unter dem 156sten Grad der Länge. Nach Norden zu gränzt diese Halbinsel an das Land der Koriaken, nach Westen an das Meer von Okotsk, und nach Osten und Süden an den stillen Ocean.

Es giebt dreyerley Einwohner in Kamtschatka. Die Eingebohrnen oder Kamtschadalen, die Russen und Cosaken, und eine durchs Heyrathen vermischte Race dieser beyden letztern. Steller, ein Gelehrter, der sich hier einige Zeit aufhielt, ist der Meinung, daß die eigentlichen Kamtschadalen ein sehr altes Volk sind, und von den Mungalen abstammen, daß

sich also die irren, die von den tungusischen Tatarn oder von den Japanern ihre Abkunft herleiten. Seine vornehmsten Beweise sind folgende: daß unter ihnen keine Spur einer Tradition vorhanden ist; daß sie aus einem andern Lande hergekommen sind; daß sie vielmehr glauben, ihr Gott Koutku habe sie auf eben diesen Boden erschaffen; daß sie die am meisten begünstigten aller seiner Creaturen, und überhaupt die glücklichsten aller Wesen sind. Sie halten ihr Land für das vortreflichste in der Welt, und kennen alle hier wachsende Pflanzen nebst ihren Tugenden; eine Kenntniß, die nicht in kurzer Zeit erlangt werden konnte. Ihre Instrumente und Hausgeräthe sind sehr von allen denen in irgend einem Lande gebräuchlichen verschieden, und mit einer ausserordentlichen Nettigkeit und Geschicklichkeit gemacht; woraus erhellt, daß sie sowohl von ihrer eignen Erfindung sind, als auch lange Zeit nöthig gehabt haben, um zu diesem Grad der Vollkommenheit zu gelangen. Vor der Ankunft der Russen und Cosaken in ihrem Lande, hatten sie auch nicht die geringste Kenntniß von irgend

einem andern Volk als von den Koriaken; nur seit einiger Zeit haben sie die Kurilen kennen lernen, und noch später die Japaner, da ein Schif dieser Nation an ihren Küsten strandete. Der letzte Beweiß endlich fur das Alterthum der Kamtschadalen ist ihre grosse Bevölkerung zur Zeit da sich die Russen in dieser Halbinsel festsetzten.

Stellers Gründe um ihre Abkunft von den Mungalen zu beweisen, sind: Daß viele Wörter in ihrer Sprache mit andern in der mungalischen ähnliche Endigungen haben, als ong, ing, tha, tching, u. s. w.; daß einerley Grundsätze in Ansehung der Stammwörter in beyden Sprachen zu finden sind; daß ihre Leibesgestalt und braune Gesichtsfarbe ganz den Mungalen ähnlich sey; daß sie auch ein schwarzes Haar, einen kleinen Bart, ein breit Gesicht, eine kurze und platte Nase, kleine tiefliegende Augen, dünne Augenbraunen, einen vorhängenden Bauch und kurze Beine haben; alles auch Eigenschaften der Mungalen. Hieraus zieht er den Schluß, daß die ersten Einwohner Flüchtlinge waren, die wider die Kriegswuth

der

der orientalischen Eroberer in dieser Halbinsel Sicherheit suchten, so wie die Lapländer und Samojeden von den Europäern nach dem äussersten Norden getrieben worden sind.

Nachdem die Russen ihre Eroberungen ausgebreitet und Colonien längst dem ungeheuren Erdstrich der Küsten des Eismeers, von Jenesei bis zum Anadir angelegt hatten, so schickten sie Leute aus, um die weiter nach Osten gelegene Länder auszukundschaften und zu unterwerfen. Diese wurden bald mit den wandernden Koriaken bekannt, die an den nordlichen Küsten des Meeres von Okotsk wohnten, und machten sie ohne Schwierigkeit tributbar. Da diese nun die nächsten Nachbarn der Kamtschadalen waren, so blieb Kamtschatka nicht lange unentdeckt.

Ein rußischer Kaufmann, Feodor Alexejeff, machte davon die erste Entdeckung. Er segelte in Gesellschaft von sieben andern Schiffen 1648 ruud um die Halbinsel der Tschutski herum. Der Tradition zufolge wurde sein Schif von den übrigen durch Sturm getrennt, und er auf die Küste von Kamtschatka getrieben,

wo-

woselbst er überwinterte. Den folgenden Sommer umsegelte er das Vorgebirge von Lopatka, erreichte das Meer von Okotsk, und lief in die Mündung des Tigil ein, da er aber von hier zu Lande nach Anadirsk gehen wolte, so wurde er mit seinen Gesellschaftern von den Koriaken niedergemacht. Dieses wird zum Theil durch die Nachricht des Deschneff bestätigt, der ein anderes von den sieben Schiffen kommandirte, und damit beim Ausfluß des Anadir strandete. Da nun diese Entdecker, wenn man sie so nennen kann, nicht so lange lebten, um von dem, was sie gethan hatten, Bericht zu erstatten, so ist Volodimir Atlassoff, ein Cosake, eigentlich als der erste Entdecker von Kamtschatka zu betrachten.

Dieser Cosak wurde 1697 als Commissarius von dem Fort Jakutsch nach Anadirsk geschickt, mit dem Befehl, die Koriaken aufzubieten, und durch ihre Beihülfe die jenseit dem ihrigen gelegenen Länder zu entdecken, und sie zinsbar zu machen. Im Jahr 1699 drang er mit sechzig Russen und eben so viel Cosaken in das Herz der Halbinsel, und erreichte den Fluß

Tigil. Von hier aus legte er den Einwohnern einen Tribut in Pelzwerk auf, gieng sodan über den Fluß Kamtschatka, baute hier ein Fort, Verchnei genannt, worein er sechzehn Cosaken zur Besatzung legte, und kam nach Jakutsch 1700 zurück mit einer ungeheuren Menge seltner und kostbarer Pelzwerke. Er war so klug, diese selbst nach Moscau zu bringen, wo er denn zur Belohnung seiner Dienste zum Commendanten des Forts Jakutsch ernannt wurde, und zugleich den Auftrag erhielt, eine neue Reise nach Kamtschatka zu thun. Man gab ihm hiezu von der Garnison in Tobolsk eine Verstärkung von hundert Cosaken mit Munition und was sonst zur Vollendung der letzten Entdeckungen erforderlich war. Mit diesen Truppen war er bis Anadirsk gekommen, als er auf dem Fluß Tunguska eine chinesische Barke mit Kaufmannsgütern beladen antraf und sie plünderte. Nach einer von den Eigenthümern am rußischen Hofe eingereichten Klage wurde dieser Cosak dafür in Jakutsch ins Gefängniß geworfen.

Mitlerweile war Potop Serioukoff, den Atlassoff zurück gelassen hatte, im ruhigen Be-

sitz des kleinen Forts Verchnei geblieben; und da seine wenige Mannschaft nicht hinreichte, einen fernern Tribut von den Eingebohrnen zu erpressen, so begnügte er sich als Kaufmann mit ihnen einen vortheilhaften Handel zu treiben, wozu seine gute Gemüthsart mitwirkte. Auf seiner Rückreise nach Anadirsk, da er 1703 Kamtschatka zum Leidwesen aller Einwohner verließ, wurde er nebst seinen Soldaten von den Kosaken angefallen, und alle niedergemacht. Man schickte während dem Prozeß des Atlassoff verschiedene Commissarien nach Kamtschatka, ohne daß diese jedoch grosse Progressen machten.

Im Jahr 1706 erhielt Atlassoff das Commando wieder um eine neue Expedition nach dieser Halbinsel vorzunehmem. Seiner Instruction gemäß solte er die Eingebohrnen durch alle nur mögliche gute Behandlung zu gewinnen suchen, und unter keinem Vorwand Zwang oder Gewalt brauchen. Aber anstatt diesen Befehlen zu gehorchen, machte er durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit nicht allein den Kamtschadalen ihre neue Regierung äusserst

ver-

verhaßt, sondern er brachte auch selbst seine eigne Leute so sehr gegen sich auf, daß die Cosaken aufrührig wurden, und einen andern Befehlshaber erwählten. Sie plünderten sodann seine Effecten, entsagten aller Disciplin, und ergaben sich dem Raube. Von keiner Unterwürfigkeit wolten sie mehr hören, und drey Befehlshaber, die sich Gehorsam zu verschaffen suchten, wurden hintereinander ermordet. Die Cosaken, die auf diese Art öffentlich gegen die rußische Regierung rebellirten, fielen nun mit bewafneter Hand auf die Eingebohrnen. Von diesem Zeitpunct an bis zu der grossen Rebellion der Kamtschadalen 1731 stellt die Geschichte dieses Landes ein unveränderliches Bild von Ermordungen, Rebellionen und wilden blutgierigen Gefechten zwischen kleinen Parthien dar, wodurch die ganze Halbinsel von einem Ende bis zum andern verwüstet wurde.

Die Ursache dieses Aufruhrs war die Entdeckung einer Passage von Okotsk nach der Bolchoireka, die 1715 durch Sokoloff gemacht wurde. Bis dahin hatten die Russen keinen Eingang zu diesem Lande, als allein von der

Seite

Seite von Anadirsk, daher die Eingebohrnen häufige Gelegenheit hatten, nicht nur den Tribut zu plündern, wenn er durch die ganze Insel transportirt werden mußte, sondern auch den Truppen, die hinein marschirten, allerhand Hinderniſſe in den Weg zu legen. Nach der Entdeckung dieſer Communication aber konnte man ſchleuniger und ſicherer zu Werke gehn, ſowohl den Tribut heraus zu führen, als die Truppen nebſt allem Kriegsgeräthe mitten ins Land herein zu bringen. Die Eingebohrnen ſahen deutlich, daß dieſes den Ruſſen ſo groſſe Vortheile verſchafte, daß ihre Herrſchaft dadurch vollends gegründet werden müßte, ſie entſchloſſen ſich daher, einen allgemeinen Kampf für ihre Freyheit zu wagen. Der dazu beſtimmte Zeitpunct war, wenn Bering abgeſegelt ſeyn würde, der ſich damals mit einer kleinen Eſcadre an der Küſte befand, und einen groſſen Theil der Truppen aus dem Lande weggenommen hatte, um unter den Powloutſki gegen die Tſchutſke gebraucht zu werden. Die Gelegenheit war wohl gewählt, und man muß erſtaunen, daß eine ſo allgemeine Verſchwörung, an welcher,

welcher, wie man sagt, jeder Einwohner der Halbinsel Antheil hatte, dennoch so heimlich gehalten wurde, daß die Russen auch nicht den mindesten Argwohn hegten, daß etwas wider sie auf dem Tapet sey. Ihre andern Maasregeln waren eben so wohl genommen. Ein starker Haufen stand bereit, alle Communication mit dem Fort Anadirsk abzuschneiden, andre Haufen waren längst der östlichen Küste zerstreut, um sich aller Russen zu bemächtigen, die von Okotsk ankommen könnten.

So war die Lage der Sache, als der Commissarius Chikhärdin von Verchnei mit dem eingesammleten Tribut abreiste. Er war von den Truppen des Forts begleitet, und nahm seinen Zug nach der Mündung des Kamtschatkaflusses, woselbst ein Schif fertig lag, ihn nach Anadirsk zu bringen. Die Abfahrt dieses Schiffes solte das Signal zum Aufruhr seyn. Kaum also hatte es sich aus dem Gesicht verlohren, als man anfieng alle Russen und Cosaken, die man antraf, nieder zu machen, und ihre Häuser in Brand zu stecken. Ein grosser Haufen gieng den Fluß Kamtschatka hinauf,

und

und bemächtigte sich des Forts und Ostrogs, oder Stadt, die der Commissarius eben verlassen hatte, und brachte alle, die drinnen waren, um, und verbrannte alles, die Kirche und das Fort allein ausgenommen. Hier vernahmen sie, daß das abgesegelte Schif wieder an der Küste wäre, daher sie beschlossen, sich im Fort zu vertheidigen. Ein widriger Wind hatte glücklicher Weise das rußische Schif in den Hafen zurück gebracht; denn wenn die Reise fortgesetzt worden wäre, so würde wahrscheinlich nichts die gänzliche Ausrottung der Russen haben abwenden können. Die Cosaken, die bey ihrer Landung erfuhren, daß ihre Häuser bis auf den Grund abgebrannt, und ihre Weiber und Kinder ermordet worden wären, wurden wüthend bis zur Raserey. Sie giengen sogleich aufs Fort los, und griffen es mit der äussersten Heftigkeit an; allein es wurde eben so hartnäckig vertheidigt, bis endlich das Pulvermagazin in Brand gerieth, wodurch das Fort mit fast allen, die darin waren in die Luft gesprengt wurde. Auf diesen Vorfall folgten viele Gefechte, worin von beyden Theilen eine Menge

Blut floß. Endlich wurde Friede gemacht, da zwey der vornehmsten Anführer umgekommen waren, und der dritte, nachdem er zuvor sein Weib und seine Kinder ermordet hatte, damit sie nicht in des Feindes Hände fallen möchten, brachte sich selbst ums Leben.

Von diesem Zeitpunct an war alles ruhig bis zum Jahr 1740, da ein Tumult entstand, worin einige Russen ihr Leben verlohren. Er wurde aber bald gestillt, und seitdem weiß man hier von keiner Unruhe.

Obgleich die Dämpfung der Rebellion von 1731 mit dem Verlust einer grossen Menge Einwohner verbunden war, so hat man mich doch versichert, (sagt Capitain King,) daß das Land sich völlig wieder erholt hatte, und mehr bevölkert denn jemals war, als 1767 durch einen Soldaten von Okotsk die Blattern zuerst zu ihnen gebracht wurden. Diese wütheten so entsetzlich, daß die gänzliche Vertilgung aller Einwohner besorgt wurde. Man rechnet, daß an 20,000 Menschen an dieser Krankheit in Kamtschatka und den kurilischen Inseln starben. Die Einwohner ganzer Dörfer wurden wegge-

weggeraft. Hievon hatten wir die Beweise vor Augen. Bey der Bay von Awatska liegen nicht weniger als acht Ostrogs, die alle ehedem sehr bevölkert waren, allein nun ganz wüste sind. St. Peter und Paul allein ausgenommen, und selbst in diesem Ort befinden sich nur sieben Kamtschadalen, die zinsbar sind. In Paratunca, einen andern Ostrog, fanden wir nur sechs und dreyßig Landeseingebohrne, Männer, Weiber und Kinder; vor dem Besuch der Blattern aber waren hier dreihundert und sechzig. Auf dem Wege nach Bolcheretsk, der Hauptstadt von Kamtschatka, giengen wir durch vier grosse Ostrogs, worin auch nicht ein einziger Einwohner war. Es ist wahrscheinlich, daß bey der ietzt so sehr verringerten Anzahl der Eingebohrnen, und den immer fortdauernden frischen Zufluß von Russen und Cosaken, die sich mit ihnen durch Heyrath vermischen, in einem halben Jahrhundert sehr wenige von ihnen noch übrig seyn werden. Es sind jetzo nicht mehr als 3000, die kurilischen Insulaner mit eingeschlossen, die Tribut bezahlen.

Die

Die jetzige Besatzung von Kamtschatka in den fünf Forts, Nichnei, Verchnei, Tigil, Belcheretsk und St. Peter und Paul besteht in 400 Mann theils Russen, theils Cosaken, und eine eben so starke Anzahl befindet sich in Ingiga, an der nordlichen Seite der Halbinsel. Hiezu kommen die rußischen Handelsleute und Emigranten, deren Menge jedoch nicht sehr beträchtlich ist.

Die rußische Regierung ist in diesem Lande sehr milde, ob sie gleich militärisch ist. Die Eingebohrnen haben die Erlaubniß unter sich ihre Magistratspersonen zu erwählen, und zwar auf eben die Art und mit eben der Gewalt, wie es ehedem bey ihnen gebräuchlich war. Einer von diesen, mit dem Titel Tojon ist über jeden Ostrog gesetzt. Er schlichtet alle Streitigkeiten, und legt für Vergehungen und Verbrechen Strafen auf, wobey er nur allein diejenigen Fälle dem Gouverneur von Kamtschatka vorträgt, die er wegen ihrer Wichtigkeit nicht selbst entscheiden will. Der Tojon kann sich nach Gefallen einen Civilbeamten wählen, der Corporal genennt wird, und ihm in der

Volks-

Vollziehung seines Amts beysteht. Ist der Tojon abwesend, so vertritt er seine Stelle.

Einem Befehl der Kayserin zufolge darf kein Verbrechen, es sey noch so groß, mit dem Tode gestraft werden. Bey einem Morde, ein Fall, der aber hier sehr selten ist, wird die Knute administrirt, allein mit solcher Strenge, daß mehrentheils der Verbrecher darunter den Geist aufgiebt.

Der einzige Tribut, den sie erlegen, und der eigentlich nur als ein blosses Eingeständniß der rußischen Oberherrschaft betrachtet werden kann, besteht in einigen Districten in einer Fuchshaut, in andern wird die Haut eines Sable, und in den kurilischen Inseln eine Seeotterhaut geliefert; da aber diese letztre von grösserm Werth wie die andern ist, so dient eine Haut zum Tribut von mehreren Prrsonen. Die Tojons sammlen ihn in ihren Districten ein. Die Russen haben ausser der grossen Milde ihrer hiesigen Regierung noch Ansprüche auf Ruhm und Lob wegen der Mühe, die sie sich gegeben, die Kamtschadalen zu Christen zu machen. Der Erfolg ist auch so groß gewesen,

daß sich jetzo wenig Götzendiener mehr unter ihnen befinden. Man hat auch in vielen Ostrogs Schulen angelegt, wo die Kinder sowohl der Eingebohrnen als der Cosaken ohnentgeltlich in der rußischen Sprache unterrichtet werden.

Der Handel dieses Landes, in so fern er die Ausfuhr betrift, besteht ganz allein in Pelzwerk, und wird grösztentheils durch eine Handelsgesellschaft getrieben, die von der jetzigen Kayserin errichtet ist. Diese Gesellschaft bestand anfangs aus zwölf Kaufleuten, zu welchen man kürzlich noch drey gefügt. Sie haben gewisse Privilegien, und tragen eine goldne Medaille, als ein Zeichen der kayserlichen Aufmunterung und Beschützung des Pelzhandels. Ausser diesen sind viele geringere Handelsleute, mehrentheils Cosaken, im ganzen Lande zerstreut. Die vornehmsten Kaufleute, die hieher kommen, halten sich gewöhnlich in Bolcheretsk oder in Nischnei Ostrog auf, in welchen beyden Oertern der Pelzhandel fast allein getrieben wird. Ehmals war dies gänzlich ein Tauschhandel, aber seit einigen Jahren wird jeder Artikel bloß für baar Geld gekauft und

ver-

verkauft, so daß wir uns über die Menge des circulirenden Geldes in einem so armem Lande wundern mußten. Das Pelzwerk steht hier in hohen Preiß, da die Dürftigkeit und Lebensart der Einwohner wenig andre Waaren nöthig machen. Unsre Matrosen brachten eine Menge Häute mit, die sie auf der Küste von America eingetauscht hatten, und waren nicht weniger erstaunt als vergnügt über die Menge Silber, die ihnen die Kaufleute dafür bezahlten; allein da sie weder Branntewein noch Toback, noch sonst etwas dafür erhalten konnten, das ihnen lieb war, so wurden sie der Rubeln bald überdrüßig, und warfen sie auf dem Verdeck wie alt Eisen herum. Ein rußischer Kaufmann zahlte anfangs unsern Leuten für eine Seeotterhaut dreyßig Rubel, da er aber fand, daß sie eine beträchtliche Menge davon zu verkaufen, und er mit Menschen zu thun hatte, die gar nichts vom Handel verstunden, so kaufte er sie von ihnen weit wohlfeiler.

Die Einfuhrartikel sind größtentheils europäisch, jedoch nicht allein auf rußische Manufacturen eingeschränkt. Vieie Waaren sind

engs

englisch und holländisch; manche kommen auch aus Sibirien, der Bucharey, dem Calmuckenlande und aus China. Sie bestehn in groben wollenen und leinenen Zeugen, Strümpfen, Mützen und Handschuhen; ferner dünne persianische seidne Zeuge, baumwollene Waaren, seidne Schnupftücher, Kupfergeschirr, Eisengeräthe, Flinten, Pulver und Kugeln; desgleichen Beile, Messer, Scheeren, Nadeln, Spiegel, Mehl, Zucker, gegerbte Felle, Stiefeln u. s. w. Alle diese Waaren werden hier dreymal so theuer verkauft, wie in England. Obgleich aber der Vortheil der Kaufleute auf diese Einfuhrwaaren so ausserordentlich ist, so haben sie doch noch einen grössern, wenn sie ihre Pelzwerke nach Kiachta an der chinesischen Gränze bringen, wo für diese Artikel der grosse Markt ist. Die besten Seeotterhäute werden gewöhnlich in Kamtschatka das Stück zu ungefähr dreyßig Rubeln verkauft. Der chinesische Kaufmann giebt in Kiachta mehr als doppelt so viel dafür, und verkauft sie wieder in Peking mit einem grossen Profit, wo andre Kaufleute sie weiter nach Japan bringen. Wenn also ein

Stück Pelzwerk, das in Kamtschatka dreyßig Rubel werth ist, erst nach Okotsk und von da zu Lande nach Kiachta gebracht wird, eine Strecke von 1364 englischen Meilen, von da nach Pecking 760 Meilen weiter, und endlich nach Japan kömmt, welch ein erstaunlich vortheilhafter Handel könnte daher zwischen Kamtschatka und Japan errichtet werden, da diese Länder nur eine vierzehntägige oder höchstens drey wöchentliche Seereise von einander entfernt sind.

Alles Pelzwerk, das von hier über das Meer von Okotsk ausgeführt wird, bezahlt zehn pro Cent Zoll. Für alle Kaufmannsgüter aber, die von Okotsk eingebracht werden, sie mögen heissen wie sie wollen, wird ein halber Rubel für jedes Pud bezahlt; ein Gewicht, das 36 englische Pfund beträgt. Der Zoll, er mag Einfuhr- oder Ausfuhrwaaren betreffen, wird in Okotsk entrichtet, der Tribut aber wird in Bolcheretsk gesammlet, und wird jährlich an Werth auf 10,000 Rubel gerechnet.

Die

Die Kayserin hält sechs Schiffe, von vierzig bis funfzig Tonnen, die die Communication zwischen Okotsk und Bolcheretsk unterhalten. Fünf davon dienen, um Mund- und Kriegsbedürfnisse nach letztern Ort zu bringen; das sechste wird als ein Paquetboot gebraucht, und muß beständig in Bereitschaft seyn, die Depechen zu überbringen. Ausserdem werden noch vierzehn andre Schiffe von den Pelzhändlern befrachtet, die zum Handel nach den ostwärts gelegenen Inseln dienen. Eins von diesen fanden wir in dem Hafen St. Peter und Paul eingefroren, das nach Oonalaschka bestimmt war, sobald es die Jahreszeit erlauben würde.

Es ist hier zu bemerken, daß der größte Theil dieses Pelzhandels mit den Inseln getrieben wird, die zwischen Kamtschatka und America liegen. Beering entdeckte diese zuerst 1741 und da er hier einen Ueberfluß an Seeottern fand, so wurden dadurch die rußischen Kaufleute ausserordentlich angereizt, die andern Inseln aufzusuchen, die dieser Seefahrer südostwärts von Kamtschatka gesehn hatte, und in

Mül-

Müllers Karte die Verführungsinsel, die St. Abrahamsinsel, u. s. w. genannt werden. Bey diesen Seefahrten trafen sie drey Gruppen von Inseln an. Die erste unter dem 53sten Grad der nordlichen Breite, die zweyte zwölf Grade ostwärts von der vorigen, und die dritte Gruppe war Oonalaschka und die benachbarten Inseln. Die Handelsabentheurer drangen nach Osten bis zu den Schumaginsinseln, von welchen die größte Kodlack genannt wird. Hier aber sowohl als auf dem festen Lande von Alaska wurden sie bey ihren Versuchen Tribut einzutreiben so warm empfangen, daß sie sich nachher nie mehr so weit wagten. Indessen eroberten sie doch die drey vorerwähnten Gruppen, und machten sie tributbar.

In den rußischen Carten findet man das ganze Meer zwischen Kamtschatka und America mit Inseln bedeckt; denn da die Abentheurer bey diesen Expeditionen oft Land fanden, welches ihrer Meynung nach von vorhergehenden Seefahrern nicht angezeigt war, so schlossen sie sogleich, das es eine neue Entdeckung sey, und meldeten es so bey ihrer Rückkehr.

Da nun diese Schiffe gewöhnlich drey bis vier Jahr, oft auch noch länger weggblieben, so konnten dergleichen irrige Meynungen nicht leicht berichtigt werden. Indessen ist es nunmehr sehr gewiß, daß die oben angeführten Inseln nur allein bis jetzt von den Russen in diesem Meer entdeckt worden sind.

Aus diesen Inseln werden die Seeotterhäute, der schätzbarste Artikel des Pelzhandels, größtentheils gezogen, und da sie gänzlich Rußland unterworfen sind, so haben die Kaufleute hier Niederlagen angelegt, wo ihre Factoren residiren, um mit den Eingebohrnen ihren Tauschhandel zu treiben. Der Wunsch, diesen noch weiter auszudehnen, veranlaßte die Admiralität von Okotsk eine Expedition auszurüsten, um nordwärts noch mehr Entdeckungen zu machen. Der Lieutenant Synd erhielt diesen Auftrag 1768, verfehlte aber seinen Zweck, da er sich zu weit nach Norden wandte. Dies war die letzte von den Russen unternommene Expedition, um nach Osten zu Entdeckungen zu machen. Wahrscheinlich aber werden sie die Vortheile sehr benutzen, die wir

ihnen durch die Entdeckung des Cooksflusses verschaft haben.

Ohngeachtet der grossen allgemeinen Vermischung, die seit vierzig Jahren zwischen den Eingebohrnen, den Russen und Cosaken geschehn ist, so sind dennoch die erstern von den letztern sehr verschieden, sowohl durch ihre Gesichtszüge und körperliche Bildung, als auch durch ihre Sitten und Sinnesart. Zu der bereits oben beschriebenen Bildung der Kamtschadalen kommt noch, daß sie durchaus von kleiner Statur sind, welches man größtentheils ihrem zeitigen Heyrathen zuschreibt. Dieses Zusammengeben geschieht bey beiden Geschlechtern im 13ten oder 14ten Jahr. Ihre Industrie ist ausserordentlich und ganz auffallend; sie contrastiret sehr seltsam mit der Faulheit ihrer rußischen und cosakischen Landgenossen, die sehr gerne sich mit den Eingebohrnen durch Heyrath verbinden, dem Anschein nach aus keiner andern Ursache, als von ihnen in ihrer Unthätigkeit und stinkenden Faulheit unterstützt zu werden. Diesem Mangel körperlicher Arbeiten sind wahrscheinlich die schrecklichen scorbutischen

tischen Krankheiten zuzuschreiben, denen keiner entgeht, dahingegen die Eingebohrnen durch ihre beständigen Bewegungen und Arbeiten in offener Luft davon ganz befreit sind.

Die Nachrichten von den vormaligen Sitten, Gebräuchen und dem Aberglauben der Kamtschadalen, die zu der Zeit ihnen eigen waren, da die Russen zuerst mit dieser Halbinsel bekannt wurden, sind in dem Werk des Krascheninicoff zu finden, daher ich sie hier übergehe, und nur ihre jetzige Wohnungen und Kleidungen beschreiben will.

Die Häuser (wenn man ihnen anders diesen Namen geben kann) sind von drey verschiedner Art: Jourts, Balagans und Isbas. Die ersten sind ihre Winter-die zweyten ihre Sommerwohnungen, die dritte Art ist von den Russen eingeführt, und dienet den Vornehmern und Reichern zur Behausung.

Die Jourts, oder Winterwohnungen, sind auf folgende Weise eingerichtet: Man gräbt sechs Fuß tief in der Erde ein längliches Viereck, dessen Grösse nach der Anzahl der Personen bestimmt wird, die darin wohnen sollen, wobey

zu bemerken ist, daß verschiedene Familien in einem Jourt beisammen leben. Innerhalb diesen Raum sind starke hölzerne Pfeiler in den Boden in gehöriger Entfernung von einander eingesenkt, auf welchen die Balken ruhen, die die Decke stützen. Rund an den obern Theil gehen Pfosten, deren Zwischenräume mit Planken ausgefüllt sind, und sodann ist das Ganze mit Torf bedeckt. In Mittelpunct befindet sich eine Oefnung, die zu gleicher Zeit zum Schornstein, zum Fenster, und zum Eingang dient. Die Bewohner dieses Hauses gehen durch dieses Loch ein und aus, vermittelst eines starken Pfahls, anstatt einer Leiter, der genau so tief eingekerbt ist, daß die Zehe ein wenig Haltung beym Klettern hat. Es ist aber noch ein andrer Eingang von der Seite, eben mit dem Boden, der aber nur zur Bequemlichkeit der Weiber ist; wenn sich ein Mann dessen bedient, so macht er sich verächtlich und lächerlich. Das Jourt hat nur ein Behältniß in Form eines länglichen Vierecks. Längst den Seiten sind breite Bretter, ungefähr sechs Zoll hoch von der Erde, deren sie sich sowohl zum Sitzen, als zum Schla-

fen

sen bedienen; wenn dies letztere geschehen soll, so belegen sie solche zuvor mit Matten und Häuten. Auf der einen Seite ist der Feuerplatz, und auf der andern gegenüber werden die Lebensmittel u. Küchengeschirre aufgestellt. Bey ihren Festen und ceremonienmässigen Gastmählern kann man den Gästen keine grössere Ehre anthun, als diese Jourts recht heiß zu machen. Der Grad der Hitze bestimmt hier den Grad der Gastfreyheit. Wir fanden sie zu allen Zeiten so heiß, daß es uns unerträglich war eine lange Weile darin auszuhalten. Gegen die Mitte des Octobers beziehen sie die Jourts, und bleiben darin bis zur Mitte des Maymonats.

Die Balagans ruhen auf neun Pfählen, die in drey Reihen in gleicher Entfernung von einander in die Erde befestigt sind, und dreyzehn Fuß über der Oberfläche hervorragen. Der Boden ist mit Torf bedeckt, und die Decke hat eine comische Figur. Auch die Balagans haben zwey Oefnungen, und die Art Leitern ist die nämliche wie in den Jourts. Der untere Theil ist ganz offen, und dient um ihre Fische, Wurzel und Gemüse für den Winter zu trocknen.

Das

Das Verhältniß der Jourts zu den Balagans ist wie eins zu sechs; denn gewöhnlich leben in einem Jourt sechs Familien zusammen.

Die Isbas sind aus langen Balken zusammengesetzt, die horizontal liegen, und an den Enden in einander gefüget sind. Die Fugen sind mit Moos ausgefüllt. Die Decke ist wie in unsern gemeinen Schäferhütten, und mit groben Gras oder Rohr von aussen belegt. Die Innseite hat drey Behältnisse. An dem einen Ende ist der Eingang, der die ganze Breite und Höhe des Hauses einnimmt, und zur Aufbewahrung ihrer Schlitten und anderm groben Hausgeräthe dient. Von hier kommt man in das mittlere und beste Behältniß, das so wie die andern Wohnungen mit breiten Bänken oder Pritschen zum Sitzen und Schlafen geziert ist. Aus diesem geht eine Thür in die Küche, wo der Feuerplatz so in der Wand angebracht ist, daß er zu gleicher Zeit die Küche und das Mittelbehältniß wärmen kann. Auch hier geschieht der Eingang nicht durch den weiten Weg, sondern durch Oefnungen auf Leitern. In jedem Raum sind zwey kleine Fen-

ster, die von Talkstein, in den Häusern der Armen aber von Fischhaut gemacht sind.

Eine Stadt in Kamtschatka wird Ostrog genennt, und besteht aus einer Anzahl der drey oben beschriebenen Häuser, von welchen aber die Balagans ohne Vergleich die zahlreichsten sind. Ich muß hieben bemerken, daß ich nie ein Haus von irgend einer Art ausserhalb einem Ostrog angetroffen habe. St. Peter und Paul hat sieben Isbas, drey Jourts und neunzehn Balagans. Peratunca ist ungefähr von gleicher Grösse. Karatchin und Natchekin haben weniger Isbas, allein völlig so viel Jourts und Balagans als die erstern; daher ich schliesse, daß dieses die gewöhnliche Grösse eines Ostrog ist.

Die männliche Kleidung hat die Form eines Fuhrmannsrocks; im Sommer sind diese von Nankeen, im Winter aber von Fellen, gewöhnlich von Rennthier- oder Hundefellen; auf der einen Seite sind solche gegerbt, auf der andern aber hat man die Haare unberührt gelassen, und diese wird nach innen zu getragen. Unter diesen Rock haben sie ein Wams von

Nan-

Nankeen oder anderm baumwollenen Zeuge, und auf dem blossen Leibe ein blaues, rothes oder gelbes Hemde von dünner persianischer Seide. Der übrige Theil ihrer Kleidung besteht in ein paar langen ledernen Hosen, die bis auf die Waden reichen, hundsledernen Stiefeln, und einer Pelzmütze mit Klappen. Die Weiber kleiden sich auf eine ziemlich ähnliche Weise; sie zieren dabey ihre Haare mit Pelzstücken von der Haut des Vielfrasses. Dieses Thieres Haut wird hier überhaupt sehr geschätzt, so daß beyde Geschlechter sich prächtig ausstaffirt zu haben glauben, wenn sie nur etwas davon an ihrem Leibe tragen. Ihrer Meynung nach sind die Engel in Vielfraßhäute gekleidet.

Aus den Bärfellen machen sie vortrefliche warme Matratzen und Bettdecken, desgleichen Mützen, Handschuhe und Halsbänder für die Hunde, vermittelst welcher diese an die Schlitten befestigt werden. Das Bärenfleisch und besonders ihr Fett sind hier große Leckerbissen.

Fische sind die Hauptnahrung der Kamtschadalen, die nie hoffen dürfen einen beträchtlichen

lichen Theil ihres Unterhaltes vom Getreide oder Hornvieh zu ziehn. Obgleich der Boden gute und nahrhafte Wurzeln hervorbringt, so sind diese doch allein nicht hinreichend. Mit einem Wort, Fisch kann hier mit viel grösserm Recht der Staab des Lebens genannt werden, als Brod in andern Ländern; da es augenscheinlich ist, daß weder die Einwohner, noch die Hunde, die einzigen Hausthiere, die sie haben, ohne diese Nahrung würden existiren können.

Die Wallfische dienen ihnen zu mannigfaltigem Gebrauch. Aus der Haut machen sie Sohlen zu ihren Schuhen und Riemen mancherley Arten. Das Fleisch essen sie, und das Fett wird sorgfältig aufbewahrt, sowohl für die Küche, als für ihre Lampen. Die Maulhaare dieses Thieres sind die besten Materialien um die Säume ihrer Canoes zusammenzunähen; sie verfertigen auch davon Netze, andere Fische damit zu fangen, und mit den Maulknochen beschlagen sie ihre Schlitten, auch machen sie daraus Messer; ja ehmals machten sie aus diesen Knochen Ketten, um ihre Hunde

daran zu befestigen, jetzo aber sind solche von Eisen. Die Gedärme reinigen sie, sodann werden sie getrocknet und aufgeblasen; in diesen Blasen wird ihr Oel und Fett aufbehalten. Aus den Nerven und Adern, die stark und dabey schlüpfrig sind, machen sie Schnarren, so daß kein Theil des Wallfisches ungenutzt bleibt.

Es ist merkwürdig, daß die Kamtschadalen die kleinen Fortschritte, die sie bisher sowohl in den Wissenschaften, als in den Künsten gemacht haben, dankbarlich den Bären zuschreiben. Sie gestehen, daß sie ihnen alle ihre Arzneywissenschaft und Chirurgie zu verdanken haben; daß durch die Beobachtung, mit welchen Kräutern diese Thiere ihre Wunden reiben, wenn sie verwundet, und wie sie sich betragen, wenn sie krank und hinfallend sind, sie fast alle jetzt üblichen Arzneymittel kennen gelernt haben, sowohl die innerlichen, als die äusserlichen. Was aber am ausserordentlichsten ist, so erkennen sie die Bären gleichfalls für ihre Tanzmeister. Der Augenschein setzt dieses in der That ausser allen Zweifel, denn der Bärentanz der Kamtschadalen ist eine genaue

naue Nachahmung von allen diesem Thier eigenthümlichen Stellungen und Geberden, in dessen verschiedenen Functionen; und dieses ist die Grundlage aller ihrer andern Tänze, und worauf sie sich am meisten zu Gute thun.

Zu den Nachrichten von Kamtschatka fügt Capitain King einen kurzen Bericht von zwey bis jetzt noch sehr unbekannten Völkern, den Korekis und Tschutskis, die nach Norden und Süden von dieser Halbinsel wohnen, desgleichen von den kurilischen Inseln.

Die Kette von Inseln, die vom südlichen Vorgebirge von Kamtschatka nach Japan zu liegen, und sich vom 51sten bis zum 45sten Grad der Breite erstrecken, werden die kurilischen Inseln genannt. Sie erhielten diesen Namen von den Einwohnern der Nachbarschaft von Lopatka, welche, da sie selbst Kurilen waren, als sie solche zuerst kennen lernten, diese Inseln nach ihrer Völkerschaft benannten. Es sind deren zwey und zwanzig, ohne die ganz kleinen zu rechnen. Die nördlichste derselben, Schumska genannt, ist nur drey Seemeilen von dem Vorgebirge Lopatka entfernt, und

deren

deren Bewohner sind eine vermischte Race von Eingebohrnen und Kamtschadalen. Die südlichste, Paramusir, ist viel grösser, als Schumska, und hat ihre Einwohner unvermischt behalten. Ihre Vorfahren sind, einer Tradition zufolge, aus einer andern weiter nach Süden gelegenen Insel gekommen, die Onecutan heißt. Diese beyden Inseln wurden zuerst 1713 von den Russen besucht, und zu gleicher Zeit unter ihre Botmässigkeit gebracht. Die andern wurden nach und nach zinsbar gemacht bis nach Uscheschir. Der würdige Pastor von Paratunca, einem Ostrog in Kamtschatka, der ihr Missionarius ist, und sie alle drey Jahre einmal besucht, sprach von diesen Insulanern mit den größten Lobsprüchen, und schilderte sie als ein freundschaftliches, gastfreyes und großmüthiges Volk, daß ihre kamtschadalische Nachbarn sowohl in der Bildung des Körpers, als Gelehrigkeit und schnellem Verstande übertrift. Die Insel Urup aber ist den russischen Nachrichten zufolge die einzige, die einen guten Hafen für schwer beladene Schiffe hat, Hinter dieser liegt Nadigsda, die

von einer sehr haarigten Menschenrace bewohnt wird, deren Eingebohrnen eben so wie die zu Urup in einer gänzlichen Unabhängigkeit leben.

Etwas weiter nach Westen zu liegt eine Gruppe von Inseln, die von den Japanern Jeso genannt werden; ein Name, der von ihnen der ganzen Kette Inseln zwischen Kamtschatka und Japan gegeben wird. Die südlichste derselben, Matmai, ist schon lange den Japanern unterwürfig, die sie auch befestigt haben, und eine Besatzung darin unterhalten. Die zwey Inseln aber Kunachir und Zellany, desgleichen die drey weiter nach Norden gelegenen, die drey Schwestern genannt, sind völlig unabhängig.

Zwischen diesen Inseln und den kurilischen wird ein Tauschhandel getrieben, bey welchem die letztern Felle, getrocknete Fische und Oel zu Markte bringen, und dagegen Seide, Baumwolle, Eisen und Hausgeräthe eintauschen.

Die Einwohner aller der russischen Herrschaft unterworfenen Inseln sind jetzo sämtlich zum Christenthum bekehrt worden. Wahrscheinlich ist der Zeitpunct nicht mehr ferne, wo

ein freundschaftliches gemeinnütziges Verkehr zwischen Kamtschatka und dieser ganzen Kette von Inseln statt finden wird, das nachher eine Gemeinschaft mit Japan selbst verursachen würde. Ein ausserordentlicher Vorfall, wodurch mehrere Russen die japanische Sprache lernten, da ein Schif dieser Nation an den kamtschadalischen Küsten strandete, scheint dieses Verkehr erleichtern zu wollen.

Dieses Schif war von Satsma, einem japanischen Hafen, und segelte nach einen andern Hafen dieser berühmten Insel, Namens Azaka; es war mit Reis, Baumwolle und Seide beladen. Der Wind war anfangs günstig, veränderte sich aber bald, ein Sturm trieb das Schif ins hohe Meer, und riß Masten, Stricke und Steuerruder in den Abgrund. Nachdem er sich gelegt hatte, wußte nicht ein einziger von dem Schiffsvolk, daß aus siebzehn Mann bestand, wo sie wären, oder welchen Lauf sie nehmen müßten. Nachdem sie sechs Wochen in dieser Lage zugebracht hatten, wurden sie ohnweit dem Vorgebirge Lopatka ans Ufer getrieben. Sie warfen Anker, und

brach-

brachten alles ans Land was zu ihrer Noth-durft erforderlich war. Hiernächst errichteten sie ein Zelt, worin sie schon drey und zwanzig Tage gewohnt hatten, ohne ein menschliches Wesen zu sehn, als der Zufall einen Cosakenofficier, Namens Chinnicoff, nebst einigen Kamtschadalen zu ihrer Wohnung führte. Die armen Japaner, vor Freuden ausser sich bey dem Anblick menschlicher Geschöpfe, zeigten ihnen durch die bedeutendsten Geberden ihre Freundschaft und Zuneigung, und bestätigten sie durch Geschenke von seidnen Zeuchen, Säbeln und überhaupt von den besten Artikeln, die sie auf ihrem Schif hatten. Der treulose Chinnicoff erwiederte diese Höflichkeit durch Bezeugung seines guten Willens, und nachdem er bey ihnen lange genug geblieben war, um diejenigen Beobachtungen zu machen, die sein schändliches Vorhaben erforderte, so entfernte er sich in der Nacht. Da die Japaner fanden, daß ihre besuchten Freunde nicht wieder zurückkamen, so wußten sie nicht was sie anfangen solten. In der Verzweiflung bemannten sie ihr Boot, und ruderten längst

der

der Küste um Menschenwohnungen zu suchen. Diese fanden sie nicht, wohl aber ihr eigen Schif, das mittlerweile ans Land getrieben worden war, und nun von Chinnicoff und seinen Spießgesellen geplündert wurde; ja das Schif selbst rissen sie in Stücken, um das daran befindliche Eisen zu bekommen. Dieser traurige Anblick bestimmte sie ihren Lauf fortzusetzen. Chinnicoff befahl hierauf seinen Leuten sie einzuholen und umzubringen. Die unglücklichen Japaner, die sich verfolgt sahen und nicht entrinnen konnten, sprangen theils in die See, theils blieben sie im Boot und baten um ihr Leben, jedoch vergebens. Sie wurden alle ermordet bis auf zwey, und zwar mit eben den Säbeln, womit sie wenig Tage zuvor diese Unmenschen beschenkt hatten. Einer von den zwey überlebenden war ein Knabe von eilf Jahren, Namens Gowga, der seinen Vater, der Schifssteuermann war, begleitet hatte, um die Navigation zu lernen, der andre war ein Mann von mittlern Jahren, Namens Sosa, der die Stelle als Supercargo auf dem Schif bekleidete.

Chinnicoff wurde bald nachher für sein Verbrechen bestraft, und die beyden Japaner nach Petersburg geführt, wo man ihnen gehörigen Unterricht ertheilte, und sodann mehrere junge Russen ihnen zugesellte, um die japanische Sprache zu erlernen. Es war im Jahr 1730, daß sie auf die Küste von Kamtschatka geworfen wurden. Der Knabe überlebte die Abwesenheit von seinem Vaterlande fünf, der andre aber sechs Jahr. Ihre Bildnisse befinden sich im kayserlichen Pallast zu Petersburg.

Das Land der Korecki wird von zwey verschiedenen Nationen bewohnt, die wandernden und angesessenen Koriaken. Die erstern irren in dem nordlichsten Theil des Isthmus von Kamtschatka herum, desgleichen an der ganzen Küste des östlichen Oceans, und von da wandern sie nach dem Anadirfluß.

Die seßhaften Koriaken sind den Kamtschadalen sehr ähnlich, und gleich ihnen ist die Fischerey fast ihre einzige Nahrung. Ihre Kleidung und Wohnungen sind auch von gleicher Art. Sie sind den Russen zinsbar, und gehören zu dem ingigaschen District.

Die wandernden Koriachen beschäftigen sich gänzlich mit Weidung ihrer Rennthiere, von welchen sie eine ungeheure Menge besitzen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein einziges Oberhaupt davon eine Herde von 4000 auch 5000 Stück hat. Sie leben durchaus von dem Fleisch dieser Thiere, und verachten Fischnahrung. Keine Balagans sieht man bey ihnen; ihre Wohnungen sind den Jourts in Kamtschatka ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß solche mit rohen Rennthierhäuten im Winter, und mit zubereiteten im Sommer bedeckt sind. Ihre Schlitten werden auch von diesen Thieren und nie von Hunden gezogen. Die Zugrennthiere weiden mit den andern zusammen, und hat man sie nöthig, so ist ein gewisses Geschrey dazu hinreichend. So bald sie dieses hören, verlassen sie so gleich die übrige Heerde, und stellen sich ein.

Die beyden Völkerschaften der Koriaken, desgleichen die Tschutski sprechen einerley Sprache, allein in verschiedenen Dialecten. Jedoch hat sie mit der kamtschadalischen nicht die geringste Aehnlichkeit.

Das Land der Tschutski wird gegen Süden von dem Anadir begränzt, und erstreckt sich längst der Küste nach Tschutskoi Noß. Eben so wie bey den wandernden Koriaken ist ihre vornehmste Sorgfalt auf ihre Rennthiere gerichtet, die auch in ihrem Lande in grosser Menge sind, sowohl zahme als wilde. Dieses Volk ist eine starkgeformte, kühne und kriegerische Menschenrace. Sie sind besonders beyden benachbarten Nationen der Koriaken fürchterlich, die auch oft die Wirkungen ihrer verheerenden Einfälle fühlen. Die Russen haben schon seit vielen Jahren alle nur mögliche Bemühungen angewandt sie unter ihre Herrschaft zu bringen, sie haben aber ihren Endzweck noch nicht erreichen können, sondern bey den wiederholten fruchtlosen Versuchen eine Menge Menschen verlohren.

VIII.

Characteristische Beobachtungen über Virginien und America überhaupt.

Nachstehendes Fragment ist aus der herausgekommenen Voyage de Mr. le Chevalier de Chastellux en Amérique entlehnt. Der Verfasser hielt sich während dem letzten Kriege eine geraume Zeit in diesem Welttheile auf, hatte mit Grossen und Kleinen Umgang, und folglich Gelegenheit und Musse genug, den Character und die Sitten der Völker, die er sah, kennen zu lernen. Diese Betrachtungen sind nun das Resultat seiner Untersuchungen. Da der französische Ausdruck im Original eben nicht der beste ist, und öfters sehr vernachlässigt zu seyn scheint, so hat Uebersetzer sich um so viel weniger ein Gewissen gemacht, etwas frey mit der Urschrift umzugehen, und sich überhaupt mehr angelegen seyn lassen, nach dem Sinn als nach den Buchstaben zu dollmetschen.

Die

Die Virginier sind nicht allein durch die Natur ihres Erd- und Himmelsstriches und der ihnen eignen Cultur von den andern Völkern, die Nord- und Ostwärts der Bay wohnen, auf das wesentlichste unterschieden, sondern zeichnen sich auch durch jenen unauslöschlichen Character aus, den jedes Volk bey dem ersten Augenblick seiner Entstehung empfängt, und der, indem er sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzet, den grossen Grundsatz: Alles Gegenwärtige ist nur ein Theil vom Vergangenen, hinlänglich rechtfertiget. Virginien wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckt, und im Anfange des 17ten die dortige Colonie gestiftet. Beyde denkwürdigen Ereignisse fallen in die Zeiten der Regierung der Königin Elisabeth und König Jacob des ersten von England.

Der republicanisch-democratische Geist, der heut zu Tage die Engländer beseelt, war damals noch nicht der herrschende unter diesem Volk. Handel und Schiffahrt waren noch in ihrer Kindheit, und die langwierigen Kriege mit Frankreich und Spanien hat-

ten beständig, obgleich mit kleinen Verschiedenheiten, jenen kriegerischen Geist unterhalten, den Wilhelm der Eroberer, Richard Löwenherz, Eduard der Dritte und der schwarze Prinz, dieser Nation einst einflößten. Zwar erblickte man nirgends mehr fahrende Ritter, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, aber statt ihrer fand man überall eine Menge Abentheurer, die ohne Unterschied bald ihrem Vaterlande, bald fremden Mächten ihren Arm vermietheten; Edelleute, die Handel und Landbau für niedrige, unanständige Beschäftigungen hielten, und kein ander Gewerbe kannten, als den Krieg. Denn der militärische Genius, seit undenklichen Zeiten die Seele des Adels, nahm alle demselben günstige Vorurtheile in seinen Schutz, und auserdem hatten sich auch noch, weil die Pairswürde noch nicht so gemein war, desto mehr Glanz und Consistenz in den alten vornehmen Familien dieses Landes erhalten.

Eben diese Edelleute und Krieger waren es eigentlich, die den größten Theil der ersten virginischen Colonisten ausmachten, und in der

Absicht entweder ihr Glück, oder doch wenigstens neue, ungewöhnliche und ruhmvolle Abentheuer in diesem entfernten Lande zu finden, Europa verlassen hatten. Bey alle dem aber wird man doch zugeben, daß wenn gleich die Einrichtung und Stiftung einer neuen Colonie, alle nur ersinnliche Industrie, sowohl des Kaufmanns als des Landmanns erfodert, die Entdeckung und Eroberung neuer Länder doch mehr für Leute gehören, deren Köpfe mit kriegerischen und romantischen Ideen angefüllt sind. In der That waren auch die meisten Mitglieder der ersten Compagnie, die das ausschliessende Eigenthumsrecht auf Virginien erhielt, Personen von eben so ausgezeichnetem Range als vornehmer Geburt, und obgleich nicht alle diese erlauchte Aktionnärs selbst Colonisten wurden, so scheuten doch verschiedene von ihnen die Reise übers Meer nicht, und man zählt unter den ersten Gouverneurs dieser Provinz auch einen Lord Delaware.

Nichts war daher natürlicher, als daß die neuen Colonisten ihre kriegerischen Grundsätze und adlichen Vorurtheile, den wilden Ein-

wohnern des von ihnen unterjochten Landes mittheilten, und ohne Zweifel waren wohl unter allen europäischen Ideen diese eben diejenigen, die am leichtesten von diesen rohen Völkern gefaßt wurden. Ich weiß, daß heut zu Tage nur noch eine geringe Anzahl von diesen Familien übrig ist, sie haben sich aber doch noch immer in grossem Ansehn erhalten, und die Wirkung des ersten Eindrucks, so bald er einmal da ist, wieder zu vernichten, hängt weder von der Macht irgend eines Gesetzgebers, noch von der Zeit selbst ab. Die Regierung kann zwar democratisch werden, so wie sie es auch gegenwärtig wirkiich ist, aber der Geist der Nation, ja der Geist der Regierung selbst wird beständig aristocratisch seyn.

Man wird hieran um so weniger zweifeln, wenn man bedenkt, daß noch ein andrer Umstand mit dem erstgedachten Bewegungsgrund genau zusammentrift; ich meyne die hier übliche Leibeigenschaft. Nicht als ob ich damit sagen will, es sey ein Zeichen von Distinction oder ein besonderes Vorrecht, Sclaven oder Negern zu halten, sondern weil die Herrschaft,

die man über diese unglücklichen Leute ausübt, Eitelkeit und Trägheit unterhalten; zwey Laster, die mit ihren alten vorgefaßten Meynungen ganz wundersam sich vertragen. Vermuthlich wird man fragen, wie Vorurtheile dieser Art mit der gegenwärtigen Revolution übereinstimmen, deren Grundsätze doch so verschieden von ihnen sind? Ich antworte: daß sie zu eben dieser Revolution vielleicht nicht das Wenigste beygetragen; daß während dem sich Neuengland empört, weil Vernunft und Nutzen es so verlangen, Virginien das nämliche aus Stolz thut. Ich werde noch hinzusetzen: daß die Trägheit selbst diesem Volk einigermassen nützlich gewesen ist, weil es dadurch veranlaßt wurde, einer kleinen Anzahl tugendhafter und aufgeklärter Bürger zu folgen, die ihre trägen Landesleute auch wirklich viel weiter brachten, als sie ohne Führer und sich selbst überlassen, jemals gekommen seyn würden. Denn man muß in der That gestehen, daß Virginien sich im Anfange der Unruhen mit vielen Anstand betrug. Diese Provinz war die erste, die den Einwohnern von

Boston

Boston ihren Beystand anbot, und die erste, welche eine beträchtliche Anzahl Truppen auf die Beine brachte; aber kaum war die neue Gesetzgebung eingeführt, und statt eines Oberhaupts eine Regierung da, so waren die Virginier auch die ersten, die daran Theil nahmen, der Nationalgeist erhielt von neuem die Oberhand, und alles gieng schlimmer als jemals.

So hat jeder Staat, wie jedes Individuum von dem ersten Augenblick seiner Entstehung an, seine eigne ihm angebohrne Complexion, deren üblen Wirkungen Diät und Gewohnheiten zwar vorbeugen, aber nie gänzlich umschaffen können. Die Gesetzgeber solten daher wie Aerzte handeln, und sich nie mit der leeren Hofnung schmeicheln, den politischen Körper ein Temperament nach ihren Wohlgefallen zuzueignen, sondern vielmehr dasjenige, so schon da ist, recht genau kennen zu lernen suchen, und sich auf das eifrigste bestreben, allen übeln Folgen vorzubeugen, so wie sie sich bemühen solten, die etwan daraus entspringenden Vorurtheile zu vervielfältigen. Eine all-

ge-

gemeine Uebersicht der verschiedenen Staaten von America wird zu mehrerer Rechtfertigung dieser Meynung dienen.

Die Bewohner von Neuengland liessen sich in dem neuen Welttheile nur deswegen nieder, um sich der willkürlichen Gewalt ihrer europäischen Landesherren zu entziehn, die als unbeschränkte Beherrscher des Staats sowohl wie der Kirche, die zweyfache Tyranney des Despotismus und der Intoleranz gegen ihre Unterthanen ausübten. Dies waren keine kriegerische Abentheurer, sondern gute friedliche Leute, die ihren Lebensunterhalt im Schweiß ihres Angesichtes sich erwerben wolten; ihre Grundsätze lehrten Gleichheit, und empfahlen Arbeit und Industrie. Da aber das von ihnen in Besitz genommene Land an und für sich eben nicht das fruchtbarste war, und nur einen kärglichen Unterhalt gewährte, so widmeten sie sich der Fischerey und der Schiffahrt; daher sie denn auch noch bis auf den jetzigen Augenblick Freunde der Industrie und Gleichheit, Fischer und Schiffer sind.

Newyork und die Jerseys wurden von armen Holländern bevölkert, welchen es in ihrem Vaterlande an Unterhalt gebrach, und die sich weit mehr mit ökonomisch häuslichen Dingen als mit Staatssachen beschäftigten. Diese Völker hegen noch heut zu Tage die nämliche Denkungsart. Ihr Interesse, ihre Bemühungen sind, so zu sagen, ganz individuel; alle ihre Aussichten schränken sich blos auf ihre Familien ein, und nur aus Noth formiren diese Familien einen Staat. Als General Burgoyne auf Albany losgieng, waren es die Neuengländer, die das meiste zur Hemmung seiner weitern Fortschritte beytrugen, und gesetzt auch, daß die Einwohner von Newyork und den beyden Jerseys öfters die Waffen ergriffen und brav thaten, so geschah es doch nur, weil die ersten von einem längst eingewurzelten Haß gegen die Wilden beseelt wurden, die immer die gewöhnlichen Vortruppen der Engländer sind, und die andern sich wegen der Ausschweifungen zu rächen wünschten, deren sich die feindliche Armee da sie in ihr Land einfiel, schuldig gemacht hatte.

Wenn man weiter gegen Süden und über den Delaware geht, so wird man finden, daß die Regierung von Pensylvanien sich bey ihrem Ursprunge auf zwey einander sehr entgegen gesetzte Principien gründete. Es war die Regierung eines Eigenthums, eine Lehnsherrschaft in sich selbst, oder wenn man auch will, ein patriarchalischer Staat, dessen Denkungsart aber im höchsten Grade tolerant und frey war. Anfänglich hegte Penns Familie den stolzen Gedanken, eine Art von Utopien, einen vollkommenen Staat zu gründen, in der Folge hingegen glaubten sie ihr unermeßliches Eigenthum am besten zu nützen, wenn sie Fremde von allen Enden der Erde in ihr Land zogen. Hieraus ergiebt sich zur Genüge, daß das pensylvanische Volk ein Mischmasch verschiedener Nationen ist, dessen Mitglieder weit mehr auf ihre eigne als allgemeine Freyheit sehen, und daher mehr zur Anarchie als zur Democratie geneigt. Maryland, welches anfänglich dazu gehörte, und nachher von der Crone zurück gekauft wurde, mußte lange genug unter einer unumschränkten Macht stehen. Nun

verdient diese Provinz zum erstenmal als ein eigner Staat in Betrachtung gezogen zu werden, und zwar als ein Staat, der sich unter günstigen Vorbedeutungen zu formiren scheint; es kan noch einmal in der Folge viel aus ihm werden, weil er vordem gar nichts war.

Noch sind die beyden Carolinien und Georgien übrig, aber ich kenne diese drey Provinzen nicht genug, um Betrachtungen darüber zu machen, die vielleicht nicht so gerecht seyn möchten, als sie es mir zu seyn dünkten. Alles was ich davon mit Grunde sagen kann, ist dieses: daß Nordcarolina, größtentheils von Schottländern bevölkert, die mehr Armuth als Industrie dahin führte, von Strassenräubern geplagt, und von innerlichen Mißhelligkeiten zerrüttet wird; daß Südcarolina im gänzlichen Besitz des Ausfuhrhandels bloß seinen Seehäfen und besonders der Stadt Charlestown seine Existenz zu verdanken hat; einen Ort, der in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Handelsstadt heran gewachsen ist, wo man eben so häufig Fremde antrift, wie in Marseille oder Amsterdam,

wo

wo eine ungezwungene angenehme Lebensart herrscht, und wo man Vergnügen, Künste und Gesellschaft liebt; überhaupt hat wohl diese Stadt mehr europäischen Anstrich, als der ganze Rest von America.

Wenn man diese Skizze einigermassen für richtig hält, so wünsche ich iezt, daß man den Geist der americanischen Staaten mit dem ihrer gegenwärtigen Regimentsverfassung genau gegen einander halten möchte. Ich ersuche solche in dem jetzigen Augenblick, in zwanzig, und in funfzig Jahren von hier zu vergleichen, und bin überzeugt, daß wenn gleich diese Regierungen sich stets einander gleich seyn werden, weil sie alle democratisch sind, man doch immer Spuren von der vormaligen Denkungsart und dem Geist derjenigen finden wird, die bey der Bildung der Völker und bey der Niederlassung der Nationen präsidirt haben.

Virginien wird jenen unterscheidenden Character weit länger als die andern Staaten erhalten; es sey nun, daß Vorurtheile um so viel dauerhafter zu seyn pflegen, je abgeschmakter und geringfügiger sie sind, oder auch, daß

die

die, bey welchen nur ein Theil des menschlichen Geschlechts verletzt wird, weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als diejenigen, die schädlichen Einfluß auf das Ganze haben. Bey der jetzigen Revolution haben die alten Familien mit Widerwillen ansehen müssen, daß neugemachte Edelleute die auszezeichendsten Posten bey der Arme sowohl als in dem Civilfach bekleideten. Die Torys haben diesen Umstand sogar genützt, um denjenigen Whiggs, die am wenigsten eifrig waren, Kaltsinn einzuflößen. Nur der gemeine Haufen allein ist standhaft geblieben; doch bedauert man, daß er nicht eben so thätig sich zeigt, die Engländer zu schlagen, als um den Vorsitz zu streiten. Da indessen in Friedenszeiten die Umstände weniger günstig werden möchten, so ist zu befürchten, daß er entweder gezwungen wird ganz nachzugeben, oder doch wenigstens nur durch Factionen sich aufrecht zu erhalten, welches denn nothwendigerweise die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens stören würde.

Doch wenn die Vernunft auch bey dem Anblick so eingewurzelter Vorurtheile unter den neuen

neuen Völkerschaften erröthen muß, so leidet doch die Menschheit noch unendlich mehr, wenn sie einen Blick auf das Elend wirft, in welchem eine so grosse Menge weisse Menschen in Virginien leben. Dort war es, wo ich, seitdem ich übers Meer gieng, zum erstenmal wieder Nothleidende sah; wirklich findet man oft unter jenen reichen Plantagen, wo nur der Neger allein unglücklich ist, elende Hütten, die von Weissen bewohnt werden, deren abgezehrte Körper und zerlumpte Kleidung von der äussersten Dürftigkeit zeugen. Anfänglich kam es mir beynahe unerklärlich vor, wie in einem Lande, wo man noch so viel Erde zum Ackerbau übrig hat, Menschen, die sich nicht weigern zu arbeiten, im Elend bleiben können; aber ich habe nachher erfahren, daß all die ungenützte Erde; all die unermeßlichen Wälder, die noch Virginien bedecken, bereits ihre Eigenthumsherren haben. Nichts ist gewöhnlicher, als unter denselben Leute zu finden, die fünf bis sechstausend Morgen Landes besitzen, die aber weiter nichts davon nützen, als so viel ihre Negern anbauen können.

Demohngeachtet würde kein einziger weder etwas von diesem Ueberfluß weggeben noch verkaufen wollen, denn sie hängen zu sehr mit ihrem Herzen an diese liegende Gründe, und hoffen noch immer in der Folge die Zahl ihrer Negersclaven vermehren zu können. Jene Weissen, die keine Glücksgüter und oft eben wenig Industrie besitzen, sind daher von allen Seiten eingeschränkt, und müssen sich mit einer kleinen Strecke Landes, die sie sich haben anschaffen können, genügen. Doch da das Erdreich in America und vornämlich in Virginien nicht durchgehends gleich gut ist, so gehört viel dazu, um es mit Erfolg umbrechen zu können, wozu denn durchaus Thiere erfordert werden, die dem Landmann helfen und ernähren müssen. In den östlichen Gegenden sieht man viel umgebrochene Felder, es werden aber nie weniger als zweyhundert Morgen Landes zusammen verkauft, die man indessen doch mit leichter Mühe und für einen geringen Preiß erhalten kann. Gegen Süden ist das Clima nicht so gesund, und die neuen Colonisten, ohne an Virginiens Schätzen Theil zu nehmen,

theilen nur mit jenen die Ungemächlichkeiten des Himmelsstriches und die Faulheit, die er den Einwohnern einflößt.

Unter die Classe der armen Weissen muß man die schwarzen Sclaven oder Negern placiren, die noch weit mehr zu beklagen seyn würden, wenn ihre natürliche Unempfindlichkeit nicht die Leiden der Sclaverey einigermassen verringerte. Da ich sie so schlecht wohnen, so elend gekleidet, und mit Arbeit so überlastet sah, so glaubte ich, daß sie hier eine eben so harte Behandlung wie an allen andern Orten ausstehen müßten. Indessen hat man mir doch versichert, daß ihr Loos unendlich besser ist, als das Schicksal ihrer unglücklichen Brüder, die in den Zuckercolonien arbeiten. Hier hört man in der That nicht so häufig wie zu St. Domingo und Jamaica das Geräusch der Ruthenstreiche und das Wehklagen der Unglücklichen, deren Körper zerfleischt werden. Hauptsächlich rührt diese sanftere Behandlung wohl daher, weil das virginische Volk weit leutseliger ist, als die Colonisten in den Zuckerplantagen; denn dies sind Leute, die sich auf

das

das äusserste bestreben, in Eil ihr Glück zu machen, um sodann bald wieder nach Europa zurückkehren zu können. Auch ist der Ertrag des Ackerbaues bey weitem nicht so einträglich wie jener, und die dortigen Negern werden daher auch nicht mit so vieler Strenge zur Arbeit angehalten. Ueberdem, um alles zu sagen, sind sie lange nicht so betrügerisch und räuberisch wie ihre schwarzen Brüder in den Inseln, denn weil die Fortpflanzung ihrer Race hier viel Gedeihen hat, und sehr geschwinde geschieht, so sind alle Schwarzen beynahe Eingebohrne des Landes, und man bemerkt unter ihnen weit weniger verderbte Sitten, als bey denjenigen, die man aus Africa herüber holt.

Man muß auch den Virginiern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß verschiedene von ihnen ihre Sclaven mit vieler Menschlichkeit behandeln; aber noch weit rühmlicher für sie ist es, daß sie überhaupt es als eine betrübte Nothwendigkeit anzusehen scheinen, daß sie Leibeigne halten müssen, und daher ohne Unterlaß von Abschaffung der Sclaverey und von

Aufsuchung eines andern Mittels sprechen, vermöge dessen ihr Landbau aufrecht erhalten werden könnte. Wahr ists, daß diese beynahe durchgehends angenommene Meynung ihren Ursprung sehr verschiedenen Bewegungsgründen zu verdanken hat. Die Philosophen und die jungen Leute, die nach den Grundsätzen der gesunden Philosophie erzogen sind, sehen dabey auf nichts als auf Gerechtigkeit und auf die gekränkten Rechte der Menschheit. Die Hausväter hingegen und diejenigen, die hauptsächlich an ihren Nutzen denken, klagen, daß der Unterhalt ihrer Negern ihnen sehr theuer zu stehen kömmt; daß die Arbeit, die man von denselben fodert, weder so gedeihlich noch so wohlfeil ist, als die der Taglöhner oder weissen Knechte, und daß endlich die häufig grassirenden epidemischen Krankheiten ihr Eigenthum sehr precär und ihre Einkünfte höchst ungewiß machen. Doch dem sey wie ihm wolle, genug daß glücklicherweise verschiedene Bewegungsgründe hier zusammentreffen, um den Menschen Abscheu vor der Tyranney beyzubringen, welche sie gegen Geschöpfe aus-

üben,

üben, die, wenn man sie gleich nicht ganz nach der Strenge des Worts ihres Gleichen nennen kann, doch immer zum menschlichen Geschlecht gehören. Denn je mehr man die Negern beobachtet, je mehr überzeugt man sich, daß der Unterschied zwischen dieser Menschenrace und uns nicht blos in der Farbe besteht. Uebrigens wird man auch nicht umhin können zu gestehen, daß die Abschaffung der Sclaverey in America eine ausserordentliche kitzliche Unternehmung ist. Die Zahl der virginischen Negern beläuft sich an zweymalhunderttausend Seelen; folglich sind sie eben so stark wie die Weissen, wo nicht noch stärker. Durch die Gleichförmigkeit ihrer Lage nothwendigerweise Freunde des Eigennutzens, und durch das unterscheidende Merkmal, welches ihnen ihre Farbe aufdrückt, mit einander vereinigt, würden sie ohne Zweifel ein ganz abgesondertes Volk für sich allein ausmachen; ein Volk, von welchem man weder Beystand noch Treue oder Arbeit würde erwarten können.

Man hat noch nie mit gehöriger Aufmerksamkeit den Unterschied untersucht, der zwischen

der Sclaverey, wie sie in unsern heutigen Colonien gebräuchlich ist, und derjenigen exestirt, die bey den Alten allgemein eingeführt war. Ein weisser Sclave hatte keine andre Bewegungsgründe zur Demuth, als seinen gegenwärtigen Sclavenstand; so bald er frey gelassen wurde, mischte er sich sogleich unter die andern freyen Leute, und ward ihnen gleich; daher jenes Bestreben unter den Sclaven, entweder ihre Freyheit als eine Gunstbezeugung zu erhalten, oder sie von dem Nutzen ihrer Arbeit zu erkaufen. Hieraus entsprungen nun zwey Vortheile: die Möglichkeit sie ohne Gefahr frey zu lassen, und dann jener Ehrgeiz, der schon allgemein unter sie eingewurzelt war, und der in Rücksicht auf Sittenverbesserung und Industrie so gut sich anwenden ließ. Aber im gegenwärtigen Fall ist es nicht bloß der Sclave, der unter den Herrn steht, es ist der Schwarze, der vom Weissen abhängt. Die Freylassung vermag jenen unseligen Unterschied nicht aufzuheben; auch sieht man nicht, daß die Negern sehr eifrig nach ihrer Freyheit streben, noch daß es ihnen im geringsten schmei-

chelt, sie erhalten zu haben. Die freyen Negern leben mit den sclavischen Negern, und haben nie Umgang oder Gemeinschaft mit den Weissen, so daß bloß nur der Eigennutz, den Wunsch aus der Sclaverey zu kommen, ihnen einflössen kann, so bald sie nur irgend eine besondre Art von Industrie sich erworben haben, deren Früchte sie sich vergewissern wollen.

Es scheint also, daß man die Sclaverey auf keine andre Weise hier abschaffen kann, als nur allein dadurch, daß man sich der Negern gänzlich entschlägt; eine Maaßregel, die aber schwerlich auf einmal, sondern nur nach und nach genommen werden kann. Das beste Mittel zu diesem Endzweck wäre wohl, eine grosse Anzahl derselben, männlichen Geschlechts, aus dem Lande fortzuschicken, und das Heyrathen der Weissen mit Negerinnen zu begünstigen. Doch müßte man sodann das Gesetz aufheben, nach welchem die Sclaverey durch die Mütter sich fortpflanzt, oder wenigstens verordnen, daß eine jede Sclavin durch die Heyrath mit einem freyen Manne gleichfalls frey würde. Aus Achtung für das Eigenthums-

thumsrecht möchte vielleicht nicht undienlich seyn, eine Art von Schadloshaltung zu bestimmen, die der Eigner von dem Bräutigam, es sey nun an Arbeit oder an Geld zu fodern das Recht hätte; aber bey allen dem bleibt es doch immer gewiß, daß dieses von einem minder erlaubten Handel unterstützes, aber unter Weissen und Negerinnen schon häufig eingeführtes Gesetz einer Race von Mulatten das Daseyn geben würde, die denn Kinder zeugten, die um ein Viertheil ausgebleichter seyn würden, und so weiter, bis daß endlich die Farbe ganz verändert wäre.

Dies sey genug über einen Gegenstand gesagt, welcher der Politik und Philosophie unsrer Zeit nicht entschlüpft ist. Ich muß mich nur entschuldigen, daß ich ihn so undeklamatorisch vorgetragen habe. Ich glaube aber, daß die Beredtsamkeit nur auf Entschlüsse, die im Augenblick gefaßt werden, Einfluß haben, und daß alles, wozu man sich Zeit lassen muß, nicht anders als durch vernünftige Ueberlegung ausgeführt werden kann. Uebrigens ist es leicht, diesen wenigen Beobachtungen noch zehn oder

zwölf

zwölf Seiten hinzuzufügen; jetzt muß man sie blos als eine Simphonie ansehen, die nur für die Hauptstimmen verfertiget ist, con corni ad libitum.

Wir haben gesehen, was für Uebel aus der Sclaverey und dem nur zu weitläuftigen Umfange der einzelnen Besitzungen in Virginien entspringen; jetzt wollen wir auch die wenigen Vortheile untersuchen, welche sich etwan daraus herleiten liessen. Die Virginier werden mit Recht für Leute gehalten, die auf einem anständigen Fuß leben und sehr gastfrey sind; sie nehmen gerne Fremde bey sich auf und empfangen sie wohl. Eines Theils geschieht dies daher, weil sie, in Ermangelung einer Stadt, in welcher sie beysammen wohnen könnten, auf keine andre Weise der Gesellschaft geniessen können, als wenn sie Besuche abstatten oder annehmen; und andern Theils, weil, da ihre Ländereyen und Sclaven ihnen alle nöthigen Lebensmitteln und wohlfeile Bedienung verschaffen, diese so gerühmte Gastfreyheit ihnen nicht im geringsten lästig fällt. Ihre Häuser sind geräumig und gut aufgeputzt, aber

die

die Wohnzimmer in denselben sind nicht bequem eingerichtet. Man macht sich nichts daraus, drey bis vier Personen in ein Zimmer zu logiren, und diesen kümmert ihre enge Wohnung eben so wenig. Denn da sie das Bedürfniß des Lesens oder des Schreibens nicht kennen, so brauchen sie im ganzen Hause weiter nichts als ein Bett, einen Speisesaal und ein Gesellschaftszimmer.

Die vornehmste Pracht der Virginier besteht in Meublen, Linnen und silbernen Tischgeschirren, so daß sie in diesem Stück viel Aehnlichkeit mit unsern alten Vorfahren haben, die in ihren Schlössern weder Cabinet noch Garderobe hatten, sondern zufrieden waren, wenn sie nur einen wohlangefüllten Keller und einen mit schönem Geschirr gut besetzten Kredenztisch besassen. Wenn ja einige bemittelte Leute noch ausserdem viel verschwenden, so ists im Spiel, bey der Jagd und beim Wettrennen mit Pferden; doch hat letzteres den Nutzen, daß es zur Pferdezucht aufmuntert, denn die Pferderace in Virginien ist wirklich sehr schön. Man sieht, daß das weibliche Geschlecht wenig An-

theil an den Belustigungen der Männer hat. Schönheit ist hier die beste Gabe der Natur, durch die ein Frauenzimmer nicht selten einen Mann findet; denn da sogar die reichsten Leute ihren Töchtern nur eine sehr mittelmäßige Aussteuer mitzugeben pflegen, so ist's gewöhnlicherweise die Gestalt, die das Glück eines Mädchens entscheidet. Dem zu folge sind nun hier zu Lande die Mädchen vor der Heyrath oft Koketten und lüsterne Dirnen, und nachher traurige und langweilige Geschöpfe. Die Bequemlichkeit, sich von Sclaven bedienen zu lassen, vermehrt noch ihre natürliche Unempfindlichkeit; sie haben deren beständig eine Menge um sich, die sie und ihre Kinder, welchen sie sich blos begnügen die Brust zu reichen, bedienen müssen. Sie so wohl wie ihre Männer geben sich mit den Kindern nur allein in den Jahren ab, in welchen sie noch klein sind, und vernachläßigen sie so bald sie groß werden. Man kann überhaupt von den Americanern wie von den Engländern sagen: daß sie ihre Jungen lieben, sich aber sehr wenig um ihre Kinder bekümmern. Vielleicht würde es ein

kitzliches Unternehmen seyn, wenn man unter: suchen wollte, ob diese Empfindung nicht schon in der Natur wäre, und ob dasjenige, welches uns dagegen einnimmt, nicht Eigenliebe oder Ehrgeiz sey? Man wird aber immer mit Ge: wißheit behaupten können, daß die Sorgfalt, die wir für die unsrigen tragen, daß beste Mit: tel ist, sie an uns, und uns an sie fest zu ketten; ein Mittel, dem man weder eignen Werth noch Nutzen streitig machen kann.

IX.

Reise zu dem Brocken.

Der Brocken führt seinen Namen von der alten deutschen Nation der Bructerer, welche da wohnten. Ein Kaufmann der in Geschäften von Königsberg nach Berlin reiste, that eine besondre Reise dahin, blos um diesen Berg zu sehen. „Ich habe, sagte er, in meinem Lande so viel von diesem Berg gehört, und da ich ihm so nahe war (etwa dreißig Meilen) bin ich hieher gereist, ihn zu sehen.“ Noch jetzt wird er von Unzähligen besucht, die beschwerliche Reisen dahin thun, und ihn unter triefendem Schweisse erklimmen, ihre Naturkentnisse zu erweitern, und das große Schauspiel zu sehen, das der Schöpfer dem forschenden Auge bereitet hat. Es ist angenehm, ihn in den Tagen des Mai's, so wie überhaupt den Harz, zu bereisen. Aus allen den benachbarten Städten, besonders aus Göttingen, durchstreichen Gesellschaften diese Gegenden, und machen sie angenehmer.

Ein gesprächiger Gefährter kann den Weg ungemein verkürzen, sonderlich wenn er Augen und Herz hat, die Schönheiten der Natur zu empfinden und mitzutheilen.

Mit Fuhrwerk läßt sichs nahe am Berge nicht gut reisen, weil es zwischen den Steinen hängen bleibt, daher man den Weg am füglichsten zu Fuß antritt.

Der Ilsenstein, eine der ersten Merkwürdigkeiten, welche man erblickt, ist ein prächtiger Felsen, 230 Fuß hoch, unter welchem die Ilse dahinfließet. Die eine Seite desselben ist etwas ausgebrochen, und hängt über; daher zu vermuthen ist, er sey von einem andern Felsen losgebrochen.

Solche hangende Klippen findet man hier mehr; denn von den Bergen reissen sich bisweilen Stücken ab, und rollen in das Thal. Man sieht Pyramiden, an denen einige tausend Steinhauer vielleicht Jahrtausende zu thun haben würden. — Felsenstücke, die durch keines Menschen Macht zu bewegen sind.

Der Brocken erscheint endlich, erhebt sein Haupt über den niedrigern Bergen, und ehe

man

man zu seinem Gipfel gelangt, würde man ungemein ermüden, wenn man nicht durch die vortreflichen Aussichten gestärkt würde.

Man erblickt die sogenannten Zeterklippen, einen Berg, auf dessen Höhe eine Reihe Thürme von nackenden Felsen hervorragen, wie die Ruinen einer zerstörten Stadt. Nur wenige Moos- und Dorfblumen wachsen zwischen den Steinen; allenthalben verspürt man Wasser, welches sich in einem kleinen Bach an dem Wege hin ergießt. Es ist alles Granit, wie der Brocken selbst, von welcher Art auch die größten Berge der Welt sind. Je höher man zu der Spitze des Brockens kommt, je wasserreicher wird es. Entweder dunstet das in dem Berge befindliche Wasser aus, oder welches wahrscheinlicher ist, die Spitze des Brockens zieht es an sich.

Auf der Heinrichshöhe ist ein Gasthaus welches der Herr Graf von Wernigerode zur Bequemlichkeit der Reisenden hat bauen lassen. Ist man erst hier, so sind die größten Schwierigkeiten überwunden; daher der verstorbene Dom-Dechant von Spiegel, der tie-

fer

fer herunter ein Jagdhaus bauen lies, den Vers gemacht hat:

Von Spiegelslust bis Heinrichshöh,
Wer diese Berge steigt,
Dem thun die Knie und Waden weh,
Der ächzet, schwitzt und keucht.

Das oberwähnte Gasthaus liegt hinter einer hohen Schicht ungeheurer Steinplatten und Felsenstücken, die es vor den Winden sichern, und hat dicke Mauern, die inwendig mit Brettern ausgetäfelt sind.

Neben an ist noch ein anderes Gebäude von der Art, welches der Herr Graf für sich hat erbauen lassen, welches aber den Reisenden auch eröfnet wird, wenn ihre Anzahl groß ist. Die Häuser werden nur im Sommer bewohnt, und im Winter verlassen. Man hat hier alle Bequemlichkeit u. Lebensmittel: Bier, Wein und Coffee, auch Stallung für einige Pferde. — Sonst aber findet man kein Vieh, als Ziegen und Hühner in Menge, die sich selbst weiden.

Wenn man noch vor Sonnenuntergang den Berg erstiegen hat, so gewährt die unter-

gehende Sonne ein prächtiges Schauspiel. Der Mond und die Sterne erscheinen in der vollkomsten Pracht.

Der Sonnenaufgang ist das prächtigste Schauspiel welches man aus dem Fenster des Gasthofes beobachten kann. Endlich zieht der Morgen den Vorhang der Nacht langsam und prächtig auf; das Licht fängt an, die Finsterniß zu vertreiben; die Gestalten der Dinge werden sichtbarer.

Die Luft muß rein und der Himmel heiter seyn, wenn man das Vergnügen haben will, warum man dahin gereist ist; denn nichts ist trauriger, als einen trüben regnichten Tag zu haben. — Endlich kommt die Sonne mit ihrem äussersten Rande hervor, und bald stehet sie da, die ganze Scheibe, hochroth an Farbe, doch nicht so groß, als sie auf dem platten Lande beim Aufgehen scheint.

Gegen Morgen zu erscheinen auf der Erde hie und da gelbe Flecken, die wie Gold glänzen, und ein goldener Streif. Ersteres sind die Teiche im Fürstenthum Halberstadt und im Herzogthum Magdeburg, anders aber die

Elbe

Elbe. Der Anblick verschwindet, wenn die Sonne höher steigt, statt dessen aber werden Städte und Dörfer sichtbar, die man in großer Menge unterscheiden kann.

Die höchste Spitze des Brockens begreift etwa eine kleine halbe Stunde im Umfange, und in der Mitte ist ein Stein aufgerichtet, der diese höchste Spitze bezeichnet. Das Land, welches man hier übersieht, ist nahe an zwey und dreißig und eine halbe Meile im Durchschnitt. Man übersieht hier den ganzen Harz, das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt, die Anhaltischen Fürstenthümer, die Grafschaft Mannsfeld, die Grafschaften Stolberg und Wernigerode, das Eichsfeld, das Herzogthum Braunschweig, einen Theil vom Hannöverischen und Thüringischen. In einer Entfernung von drei Meilen kann man alles mit bloßen Augen sehen; weiter zu sehen braucht man ein Fernrohr. Auf der einen Seite kann man den Petersberg bei Halle, und auf der andern den Winterkasten bei Cassel sehen. Auf einer Seite sieht man Magdeburg, und gegen über die Gebürge im Thüringischen.

Auf der Morgen- und Mitternachtsseite liegt das ebene Land ausgebreitet. Auf der Abend- und Mittagsseite aber ist die Gegend gebirgig, und die dazwischen liegenden Länder blicken hie und da hervor.

Man sieht auf dieser höchsten Spitze des Bergs den niedrigen Bergen gleichsam auf den Kopf, und in die Tiefen der Thäler schauderhaft hinab.

Man sieht hier den Hexenaltar und die Teufelscanzel, zwei große Steinhaufen aus großen Platten, und zum Theil langen Stücken ohne Ordnung zusammengelegt, die kaum eines Menschen Kraft zu bewegen im Stande ist. Sie haben eine Art von Form, die wenn große Erwartungen und Einbildungskraft dazukommen, regelmäßiger scheinen. Das Ungeheure der Stücken bewegt den Dummen, zu glauben und zu sagen, daß der Teufel sie wohl dahin gewälzt habe, und sein Gelichter rufte es nach: so wie man denn überhaupt geneigt ist, diesem Schwarzgehörnten alles zuzuschreiben, was blöden Augen unerforschlich scheint. Ich suchte auch den berüchtigten Platz der Walpurgisnacht,

nacht, fand aber keinen, wo die Hexen tanzen könnten, ohne über Steine zu Stolpern.

Mitten auf dem Brocken ist das sogenannte Brockenhäusgen, von einer starken Mauer, in dessen Mitte ein Heerd ist, Feuer anzumachen, und an den Wänden umher Bänke. Dieß war sonst der Aufenthalt der Wanderer, welche bei der Nacht auf dem Brocken blieben, ehe die bequemere Herberge für sie auf der Heinrichshöh angelegt wurde.

Gegen Mitternacht ist ein Brunnen, achtzehn Fuß niedriger als die höchste Spitze des Berges, dessen Wasser kalt und rein ist.

Abendwärts ist ein großer Krater, sehr tief und schauderhaft, wie ein Trichter gestaltet, und inwendig mit großen Steinen ausgefüttert. Unter den Klippen findet man große Gewölbe.

Auf der Mittagsseite ist noch ein größerer Krater.

Die Höhe des Brocken ist mit niedrigem Moos bewachsen, unter welchem das Rennthiermoos merkwürdig ist, welches in Lappland wächst, und hier die Natur der kältern Gegend angenommen hat.

Findet man Nebel auf dem Brocken, und er wird von der Sonne zerstreuet; so sieht einer den andern von einem Regenbogen umgeben. Wenn die Spitze des Brockens schon helle ist, so liegen die dicken Nebel noch auf den umliegenden Bergen; bewegt sich die Luft, so schlagen die Wolken und Nebel Wellen von erstaunlicher Höhe, wie das Meer im Sturm, welches wunderbar anzusehen ist.

Einige Reisende haben unten auf niedrigern Bergen Gewitter, und die Blitze durch die Wolken fahren sehen, und den Donner durch die Gebürge wiederschallen gehört. Ein prächtiges Schauspiel!

Der D C R. Silberschlag sahe im Herbst beim Untergange der Sonne, den Berg und alles, was darauf war, ungemein vergrößert, in der Gegend von Halberstadt. Seine und seiner Gefährten Gestalt schien undenkbar groß; die Bewegung eines Arms z. B. wie Revolution auf der Oberfläche der Erde.

Der Brocken ist ein Wetteranzeiger und Ableiter in jenen Gegenden. Wenn er helle und ohne Nebel ist, so bedeutet solches hinter-

einander Sonnenschein. Setzt er aber den Hut auf, fängt an zu brauen d. i. zeigen sich Nebel um denselben; so bedeutet dies Ungewitter. Er ist den siebenten Theil einer deutschen Meile über der Erde erhaben.

Auf den Genfer See steht das Barometer fünf und zwanzig Zoll wie auf dem Brocken; dieser muß also eben so hoch liegen, als der Brocken.

Die Kräuter des Brockens ernähren eine Menge Thiere; die Tanne, welche vorzüglich gut auf demselben wächst, die Espe desselben sind kostbar, und von ihm kommen Flüsse, z. B. die Bode, die Holsemme, die Ilse, die Ecker, die Ocker, welche jenen Gegenden viel Nutzen briugen.

Jeder Reisende schreibet sich in das Brockenbuch. —

So oft ich in der Ferne den Berg erblicke, erinnere ich mich des frohen Tags, da ich von ihm herab das prächtigste Schauspiel der Natur sah!

X.

X.

Das Innere von Afrika.

Das Innere von Afrika ist noch von keinem Europäer besucht worden, der uns Nachrichten davon gegeben hätte; wir kennen von diesem grossen Welttheile nicht viel mehr, als nur die Seeküste. Indeß verdient derselbe nicht weniger, daß wir uns um ihn bekümmern, als die übrigen Welttheile. Seine ursprünglichen Bewohner haben eine ganz andere Farbe und Gesichtsbildung, als wir Europäer, ja die Gesichtsbildung und die Farbe der besondern Nationen in Afrika ist wiederum sehr verschieden; und schon dies solte uns reizen, diese besondere Menschenrace, und das Land, welches sie bewohnt, näher kennen zu lernen.

Ich überlasse es den Philosophen und Naturkundigern zu bestimmen, warum die Afrikaner schwarz, und nicht auch weiß, oder braun, oder roth sind. Ich will nur bemerken, daß man die Ursache davon wohl nicht in dem Kli-

ma und Boden ſuchen könne; denn unter eben der Breite, unter welcher die Afrikaner wohnen, wohnen in Aſien und Amerika auch Menſchen, und darunter trift man keine ſo ſchwarze an, als die ſind, welche von Afrika dahin geführt werden, oder die von Afrikanern abſtammen. Auch ſind einige urſprünglich afrikaniſche Stämme, welche doch der Linie näher wohnen, wie z. B. die Chineſer Hottentoten, nicht ſo ſchwarz, als die weiter von der Linie entfernten, die Hottentoten am Vorgebirge der guten Hofnung. Daß die Nachkommen der Neger in Europa weiß werden, davon hat man wohl noch keine zuverläßige Beobachtung. Die Neger ſind in Europa ſo ſelten, daß man bey Beyſpielen, wo die Nachkommen eines Afrikaners nicht ſo ſchwarz ſind, als der war, den man den Stammvater davon nennt, wohl nicht gewiß ſein kan, ob er wirklich der Stammvater ſey? Man findet in Afrika, Amerika und Aſien unzählige Beyſpiele von einer durch Vermiſchung mit Weiſſen entſtandenen Abnahme der ſchwarzen Farbe bey den Kindern der Neger und Negerinnen; man muß alſo

dies in Europa gleichfals erwarten. Im Gegentheil trift man auf den Westindischen Inseln unter den gemeinen Afrikanischen Sklaven nicht selten Neger an, die schon seit mehrern Generationen Afrika nicht gesehen haben, und dennoch weder in der Farbe noch der Gesichtsbildung von den in Afrika gebohrnen unterschieden werden können. Eben so haben auch die Araber auf der Südostküste von Afrika, und welche fast gerade unter der Linie wohnen, die Farbe und Gesichtsbildung der übrigen Araber seit mehrern Jahrhunderten erhalten. Nach solchen Beyspielen, deucht mich, kan man mit Sicherheit annehmen, daß die schwarze Farbe der Afrikaner bloß erblich, und keinesweges dem Klima und Boden zuzuschreiben sey.

Wenn es wohl kaum zu leugnen ist, daß die in so grosser Menge nach andern Welttheilen als Sklaven ausgeführten Afrikaner nicht die Geistesfähigkeiten der Weissen besitzen, so fehlt es ihnen doch nicht an gesundem Menschenverstande. Man gebe ihnen eine bessere Erziehung, und man wird das Vermögen viel

nütz-

nützliches zu lernen bey ihnen nicht vermissen, wie sie sich oft durch sehr grosse Treue gegen ihre Herren auszeichnen.

Ich habe arabische Kaufleute gekant, die ihre gekauften Negerknaben so wie ihre eigene Kinder hatten erziehen lassen, und durch solche Neger ihre ganze Handlung, nicht nur an ihrem Wohnorte und unter ihren Augen, sondern auch in weit entfernten Städten betrieben. Ich fragte einen dieser Kaufleute, wie er es wagen könne, eine ganze Schifsladung nach Surat an seinen Sklaven zu schicken, und warum er seinem Handlungshause daselbst nicht lieber einen tüchtigen Araber vorsetzte? Er antwortete: mein Sklave ist mir getreu, ein Araber würde meine Waaren verkaufen, und mit dem gelöseten Gelde davon reisen.

Indeß sind die Geisteskräfte der verschiedenen Nationen in Afrika auch sehr verschieden. Die natürlichen Fähigkeiten der Habbessiner mögen denen der weissen Menschen wohl nicht viel nachstehen; man kan solches schon daraus vermuthen, daß sie seit undenklichen Jahren her eine ordentliche Regierungsver-

verfassung und eine Landesreligion, ja gar Bücher in der Landessprache mit eigenen Schriftzügen gehabt haben. Alle übrige schwarze afrikanische Nationen kennen keine Bücher, als die sie etwa bey den zu ihnen gekommenen Mohammedanern und europäischen Mönchen sehen; in ihrer Landessprache ist kein Buch geschrieben. Junge Habbessiner, die in Jemen eine gute arabische Erziehung erhalten hatten, haben sich daselbst, also selbst unter weissen Menschen, zu vornehmen Bedienungen empor geschwungen *). Die Hottentoten, welche weder Religion, noch Regierungsverfassung, noch Unterschied der Stände kennen, sind unter allen schwarzen Nationen wohl diejenigen, welchen der Schöpfer die wenigsten Geistesgaben geschenkt hat.

Die Morgenländer suchen nur die Afrikaner, welche ein plattes Gesicht, eine breite Nase, dicke Lippen, statt der Haare auf dem Kopfe

*) Der Gouverneur zu Loheia, ein rechtschaffener, braver und allgemein beliebter Mann war ein Habbessiner. Reisebeschreibung 1ster Band. S. 295.

Kopfe krause Wolle, und eine glänzend schwarze Farbe haben. Man nennt diese Kafr. Kenner machen selbst unter den Kafr: Sklaven einen Unterschied; einige werden schon deswegen theurer bezahlt, weil ihre Nation den Ruhm hat, daß sie mehr gutartig, treu und arbeitsam ist, als eine andere. Weil die Kafr, überhaupt genommen, geringere Geistesfähigkeiten besitzen als die weissen Menschen, und dagegen mehr Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Herren zeigen, so sind sie auch vorzüglich zu Sklaven geschickt, und als solche von jeher gesucht worden. Unter den Figuren am Palaste zu Persepolis, welcher bereits 2000 Jahre in Ruinen liegt, trift man schon Abbildungen dieser Kafr an*); wie viel länger also müssen sie nicht nach dem benachbarten Aegypten und Arabien ausgeführt worden seyn? Weil die Kafr einen starken Körperbau haben, und dies sie zu starken Arbeiten geschickt macht, so werden sie auch von den Pflanzern in Westindien vorzüglich gesucht.

Man

*) Reisebeschreibung 2ter B. S. 147, Tab. 30.

Man findet in Afrika auch schwarze Nationen, die von allen übrigen Menschen darin verschieden sind, daß sie von Natur spitze Zähne haben. Züchelli erwähnt einer solchen Nation, die er Giaghi nennt, in seiner Reisebeschreibung nach Congo S. 133 u. 173. Im dritten Bande der Samlung aller Reisebeschreibungen wird derselben S. 394 und 650 gedacht. Römer bemerkt in seiner Efterretning om Kysten Guinea S. 21. er habe Neger von zwey verschiedenen Nationen gesehen, die spitze Zähne hatten. Oldendorp berichtet in seiner Geschichte der Mission der evangelischen Brüder S. 285; er habe auf der Insel St. Thomas einen Afrikaner mit spitzen Zähnen angetroffen, der seine Nation Bibi genant habe. Ich selbst habe auf dem Schiffe, auf welchem wir von Dsjida nach Loheia reiseten, einen hübschen Knaben gesehen, der spitze Zähne hatte; sein Herr war von Maskàt, und hatte ihn von der Südostküste von Afrika erhalten. Er war glänzend schwarz, hatte aber kein plattes, sondern ein rundes

Ge-

Gesicht. Eben dieser Art Neger wird auch nachher erwähnt werden, und es ist daher kein Zweifel, daß sich in Afrika wirklich eine Art Menschen findet, die, wie fleischfressende Thiere, spitze Zähne hat.

So lange die Afrikaner noch in lauter kleine Nationen und Familien vertheilt, und die Aegypter und andere benachbarte weisse Nationen, so wie sie selbst noch Heiden waren, und noch so lange, als die Afrikaner mit den benachbarten Weissen weiter in keiner Verbindung standen, als daß sie ihnen jährlich ihre Sklaven und andere Waaren zuführten, wofür sie dann die ihnen nöthigen Waaren zurück brachten, mögen sie ein glückliches Leben geführt haben. Die Kafr sind ein gutmüthiges und friedfertiges Volk. Zwey neuere Reisende, wovon einer auf der Grenze der Hottentotten und der andere in Guinea ganz unabhängige Kafrstämme besucht haben, machen davon die vortheilhafteste Beschreibung.*).

Aber

*) Voyage de Mr. le Vaillant dans l' interieur de l' afrique. P. E. Iserts Reise nach Guinea.

Aber die Weissen haben sie von allen Seiten gleichsam belagert, und sie in ihrer Ruhe gestört. Da die Mohammedaner weder eine Propaganda noch Proselytenkassen haben, so haben sie nach dem Innern von Afrika zwar keine Missionaire gesandt, aber der Sklaven- und Goldhandel hat ihre Kaufleute dahin gezogen; diese haben die kleinen Negerfürsten mit mancherley ihnen vorher ganz entbehrlichen Bedürfnissen bekant gemacht, ihnen gar Anleitung gegeben, wie sie mit geringerer Anstrengung mehrere von ihren ruhigen Nachbarn in die Gefangenschaft führen könten, und sie mit der mohammedanischen Religion, der größten Schule des Despotismus und der Eroberungssucht, bekant gemacht, so daß viele derselben, die noch im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Heiden waren, jetzt Mohammedaner, und mehrere, zu der Zeit unabhängige, nun Vasallen und Unterthanen der benachbarten mächtigern Fürsten geworden sind. Schon Johann Leo fand auf seiner Seereise nach Afrika viele der angesehensten Kaufleute mitten in diesem Lande

aus

aus der Barbarey *). Die Anzahl derselben wird sich, nicht nur in den Grenzstädten, sondern auch in den Handelsstädten mitten im Lande, gewiß noch vermehrt, und sie werden nicht ermangelt haben, allerhand Waaren des Luxus dahin zu führen, und den moralischen Karakter der gutmütigen Schwarzen zu verderben. Die grossen Wüstenenen, welche der Schöpfer auf der Nordseite zwischen den weissen und schwarzen Menschen gesetzt hat, haben letztere vor den Verführungen der erstern nicht schützen können.

Eben so wenig hat auf der andern Seite das Weltmeer die Zudringlichkeit der Weissen von ihren Grenzen abhalten können. Arrian sagt, daß zu seiner Zeit die Bewohner der Südostküste von Afrika eine grosse Handlung

*) Kaufleute aus der Barbarey brachten Pferde nach Bernu, um sie gegen Sklaven zu vertauschen. Der damals noch kleine Fürst von Bernu bekam dadurch ein grosses Uebergewicht über die benachbarten kleinen Stämme, die keine Pferde hatten. Description de l'Afrique, Lyon 1556 in Folio. en Anvers 1556 in Oktavo.

lung mit den Arabern in Jemen getrieben haben, und zum Theil dem mopharitischen Könige unterwürfig gewesen sind *). Der Imâm von Jemen hat keine Kolonie auf dieser Küste, es sind aber daselbst noch gegenwärtig verschiedene kleine Distrikte, die von Arabern regiert werden, und woraus noch bis diesen Tag ein Sklavenhandel nach Arabien, Persien und Indien getrieben wird. Auch die Portugisen haben auf dieser Küste Besitzungen. Letztere haben unter den Negern die christliche Religion verbreitet, und sich, so wie die Mohammedaner auf der nordlichen Grenze der Schwarzen, mit den Eingebornen vermischt; daher findet man daselbst Abkömlinge von Portugisen, die pechschwarz sind. Ich selbst habe einen derselben zu Bombay gesehen, den man an der Farbe und Gesichtsbil-

*) Arriani Periplus maris Erythraei p. 10. in der Samlung: Geographiae veteris scriptores graeci minores, Oxoniae 1698. vol. I. Es ist merkwürdig, daß der Verfasser unter den Waaren, die von dieser Küste nach Jemen geführt wurden, keine Sklaven nennt.

bildung nicht von einem Kafr unterscheiden konte. Die meisten arabischen Scheche auf dieser Küste haben dagegen die Farbe ihrer Voreltern mitten unter den Negern, und fast gerade unter der Linie viele Jahrhundert hindurch unverändert behalten. Da sie Weiber von ihrer eigenen Nation mit dahin genommen, haben sie sich mit den Afrikanerinnen nicht vermischt, sondern selbige weit unter sich gehalten: und werden ihnen also wohl nicht eine Religion empfohlen haben, welche sie ihnen gleich gemacht haben würde. Ein Schech aus dieser Gegend schien es übel zu nehmen, als ich ihn fragte, ob seine Nation sich in Afrika nicht mit den eingebornen Schwarzen verheyrathete? Er war nach Bombay gekommen, um die Engländer zu überreden, daß sie aus einer kleinen, von seiner Familie regierten Insel eine Ladung Kaurî, d. i. kleiner Muscheln holen mögten, die in einigen Gegenden von Indien als Scheidemünze gebraucht, auf der Südostküste von Afrika aber sehr häufig gefunden werden. Dieser Schech sprach noch arabisch als seine Muttersprache, aber eine so

besondere Mundart, daß ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. Ich suchte indeß seine nähere Bekantschaft, und erhielt durch ihn folgende Nachrichten von den Niederlassungen der Weissen auf dieser Küste.

Mokadischu hat seinen eigenen Sultân, der ursprünglich ein Araber ist. Er hat aber, welches man bey Arabern selten findet, die Landessprache angenommen.

Marica hat auch seinen eigenen Sultân. Von Baraua habe ich nichts weiter als nur den Namen gehört.

Batte und Lam sind zwey kleine Inseln, welche unter einem Sultân stehen. Mein Schech war ein naher Anverwandter dieses kleinen Fürsten, und wohnte auf der Insel Lam. Die Mohammedaner dieser Gegend sind Sunniten, von der Sekte Schaafei; sie haben also ihre Religion vermuthlich von Zebîd aus Tehama in Jemen erhalten. Die Einimpfung der Blattern ist seit undenklichen Jahren bey ihnen bekant: und nicht nur die Mohammedaner dieser Gegend, sondern auch die Kafr können den Biß der Schlangen hei-

len,

len *). Unter den Sklaven, welche die Einwohner des Landes mit ihren übrigen Waaren selbst nach den Wohnplätzen der Weissen bringen, finden sich einige, die beschnitten sind,

*) Ein Sklave in Westindien, dem sein Herr den Namen Kato gegeben hatte, sah einen Zweykampf zwischen einer Klapperschlange und einer andern Schlange, und bemerkte, wie letztere zu einem gewissen Kraute eilte, und davon begierig fraß. Kato machte nachher wiederholte Versuche mit diesem Kraute, und fand, daß solches wirklich ein Mittel gegen den Biß der Klapperschlange, der giftigsten unter allen Schlangen, sey. Er verkaufte darauf sein Geheimniß gegen seine Freyheit seinem Herrn, welcher das Mittel zum allgemeinen Besten bekant gemacht haben soll. Die Naturkündiger werden also das Kraut wohl schon kennen. Der Freund, von dem ich diese Nachricht habe, sagte, es wäre auf den westindischen Inseln unter dem Namen Katos Klapperschlangen Gras bekant. Eben so haben wir auch die Entdeckung der heilsamen Wirkungen des lignum Quassi einem Negersklaven in Westindien zu verdanken, der sich Quassi genant hat.

sind, ohne jedoch Mohammedaner zu seyn *). Die Sklaven von Mogindo, (vielleicht Melinde) sagte mein Schech von der Insel Lam, sind nicht beschnitten, und einige darunter haben spitze Zähne, wie fleischfressende Thiere.

Mom-

*) Die Matrosen auf dem Schiffe, mit welchem wir von Dsjidda nach Loheia reiseten, waren alle Kafr, und von der Südostküste von Afrika nach Maskat gebracht. Ihr Herr, der Schiffer, versicherte gleichfals, daß einige von ihnen bereits beschnitten gewesen wären, als er sie gekauft hätte; der Knabe mit den spitzen Zähnen aber wäre nicht beschnitten gewesen. Auch Hr. Vaillant fand die Beschneidung bey einem unabhängigen Stamme Kafr, und Herr Sparmann bey einem Stamme Hottentoten eingeführt. Andere Stämme Hottentoten sind nicht beschnitten. Es würde also der Mühe werth seyn, wenn einer Beobachtungen anstellte, ob die Beschneidung hier einen Unterschied in der Bevölkerung macht. Herr Vaillant sagt, daß die unbeschnittenen Hottentoten nur wenige Kinder zeugen, daß aber deren Weiber, die etwa mit Kafr verheyrathet werden, gar nicht unfruchtbar sind.

Mombâs und Sindsjibâr gehörten ehemals den Portugisen, jezt aber ist daselbst ein Wali, oder Gouvernör, des Imâms von Omân. Ich hörte nachher zu Maskât, daß Kiloa und Sindsjibâr dem Imâm gehören; Mombas steht also vielleicht noch jetzt unter der Herrschaft der Portugisen.

Mafia und Kilue gehören einem Sultân, der ursprünglich aus Persien ist. Er ist vielleicht ein Araber von dem Stamme Hule im persischen Meerbusen; denn dieser hat eine weit ausgebreitete Schiffahrt *).

Der Herr von der kleinen Insel Johanna, in der Nähe von Madagaskar und Mosambîk, ist, gleichfals ein Mohammedaner, aber vermuthlich kein Abkömling alter arabischer Scheche. Herr Grose, welcher uns damit bekant macht, sagt **), der Großvater desjenigen, den er daselbst angetroffen habe, sey ein von Mosambîk geflüchteter mohammedanischer Kaufmann gewesen. Auch Rookes

*) Beschreibung von Arabien S. 313.

**) Reise nach Ostindien S. 23.

kes erwähnt dieses mohammedanischen Fürsten *).

Kirimbe, Mosambîk und Senage hören noch jetzt den Portugisen.

Die meisten Einwohner verliert Afrika durch die Niederlassungen der Europäer an der Westseite dieses Welttheils, und in Guinea. Alle weisse Mohammedaner können die Negersklaven gern entbehren; bey diesen sind sie nur als eine Waare des Luxus anzusehen. Allein die Kaufleute suchen sich durch diesen Handel zu bereichern. Die Europäer aber können, oder vielmehr wollen ihrer zu den schweren Arbeiten in ihren Zuckerplantagen nicht entbehren; sie werden also dazu weit begieriger gesucht, daher sehr theuer bezahlt; und davon ist dann die Folge, daß die armen Neger aus weit entlegenen Gegenden herbey gebracht, und an die Europäer verkauft werden. Auf St. Croix sind Neger, welche unter der grossen Menge Sklaven auf dieser Insel

*) Reise nach der Küste des glücklichen Arabiens S. 37.

sel noch keinen Landsmann haben antreffen können; so weit her hat man diese nach Guinea geschleppt. Ich weis nicht, ob die schwarzen Afrikaner dadurch, daß die römische Kirche sich die Mühe gegeben hat, viele von ihnen zu kaufen, glücklicher geworden sind, als die auf der Nordseite, welche die mohammedanische Religion angenommen haben. Aber der Brantwein und das Feuergewehr, welches die Europäer ihnen so häufig zugeführt haben, verbunden mit dem hohen Preise, den sie für Sklaven bezahlen, hat den moralischen Charakter dieser Afrikaner gewiß weit mehr verdorben, als er durch den Handel mit den Mohammedanern verdorben worden ist.

Wir haben bereits viele Reisebeschreibungen nach verschiedenen Gegenden der Seeküste von Afrika, aber nach dem Innern dieses Welttheils ist noch kein Europäer gekommen. Man hätte wohl noch sonst durch andere Wege von daher Nachrichten erhalten können. Es kömt nämlich jährlich eine grosse Karwâne aus dem Innersten von Afrika nach Tunis und Tripolis in der Barbarey, und nach Kahira in

Aegyp-

Aegypten, und dahin kommen auch nicht nur Reisende aus Europa, sondern es wohnen daselbst mehrere Europäer; wenn also einer nur Arabisch versteht, so muß es für diesen nicht schwer werden, in den erwähnten Städten mit gebornen Afrikanern Bekantschaft zu machen, und von selbigen vieles zu erfragen. Aber darum scheint sich bisher noch Niemand Mühe gegeben zu haben. Mit dem Vorurtheil, womit ein Europäer nach der Barbarey und Aegypten reiset, wird es ihm nicht leicht einfallen, mit nackten Afrikanern, die er etwa auf der Strasse herumlaufen sieht, Freundschaft zu machen; man pflegt jeden Neger für einen gemeinen und einfältigen Menschen zu halten, von dem man nicht viel lernen kan. So habe auch ich mich zu Kâhira um die schwarzen Afrikaner nicht bekümmert, welches man mir um so mehr verzeihen wird, weil ich damals mit ihnen nicht anders als durch einen Dolmetscher würde haben sprechen können, welches allezeit nicht nur beschwerlich, sondern auch unsicher ist.

Aber

Aber nach meiner Zurückkunft nach Dänemark habe ich von dem innern Afrika nähere Erkundigungen zu machen gesucht. Ein Abd errachman-Aga, welcher eine Pilarimsreise nach Mekke gemacht, und sich dadurch den Titel Hassi erworben hatte, kam im Jahre 1772, als ein Gesandter des Pascha zu Tripolis, nach Kopenhagen; dieser hatte in seiner Vaterstadt nicht nur vieles von dem Lande der Schwarzen gehört, sondern stand, als Kaufmann, selbst mit Kaufleuten aus dasiger Gegend in Verbindung. Ich habe mit demselben über das Innere von Afrika oft geredet, und zweifle nicht, daß folgende Nachrichten, welche ich größtentheils durch ihn erhalten habe, auch meinen Lesern angenehm seyn werden.

Das sogenante Land der Schwarzen durchströmt ein grosser Fluß (der Niger) welcher alle Eigenschaften des Nils hat, und den auch die Araber, so wie den ägyptischen Fluß, Nîl nennen. Abd errachman-Aga schien nicht daran zu zweifeln, daß, so wohl der afrikanische, als der ägyptische Nil, seinen Ursprung

sprung in den hohen bergigten Gegenden von Habbessinien (Habbest) habe, und daß er folglich seinen Lauf westlich nehme. Dies sagt auch Johann Leo. D'Enville hergegen nimt die Meinung einiger griechischen und römischen Schriftsteller an, welche behaupten, der Niger nehme seinen Lauf von Westen nach Osten *). Der afrikanische Nil oder der Niger, mag indeß seinen Lauf von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten nehmen, so treffen die Regenmonate sowohl in den hohen bergigten Gegenden von ganz Afrika, als in andern Welttheilen unter selbiger Breite, beständig zu einer Jahreszeit ein; man kan daher eben so wohl fast den Tag bestimmen, wann in einer bestimten Gegend der Niger, als wann der Nil anfangen wird zu steigen.

An verschiedenen Armen des Nigers und au diesem Flusse selbst liegen zwey Königreiche, Af-

*) Unter andern Schriftstellern rechnet auch Agathemerus den Niger in seinem zweyten Buche Kap. X. zu den Flüssen, welche das Weltmeer nicht erreichen. Geographiae veteris scriptores graeci minores. vol. II.

Afnn und Bernu, deren Größe man mit der Größe der Staaten der Sidi d. i. Hrn. von Fez und Marokko vergleicht *). Die Einwohner dieser Gegenden sind alle schwarz: und indem die europäischen Gelehrten noch ungewiß sind, ob sie selbige zu den Menschen, oder nicht lieber zu dem Geschlechte der Affen rechnen wollen, halten diese Afrikaner sich für die edelsten und zahlreichsten unter allen Nationen; sie glauben, daß Gott ihnen den allerschönsten Theil des ganzen Erdbodens, den weissen Menschen aber das Ende der Welt, die Seeküste, zum Wohnsitz angewiesen habe. Das, was wir Künste und Wissenschaften nennen, ist diesen Negern zwar unbekant, aber mit ihnen sind es auch viele Laster, welche die weissen Menschen entehren. Gerechtigkeit und Billigkeit wird unter diesen Naturmenschen besser gehandhabet, als in den Ländern der weissen Mohammedaner.

Die

*) Die Schmeicheley der Europäer nennt diesen Herrn einen Kayser von Marokko.

Die Könige von Afnu und Bernu sind Mohammedaner, und zwar wie die Maggrebi, Sunniten von der Sekte Maleki *). Ihre Unterthanen sind freye Leute, und einige von diesen, besonders solche, welche mit mohammedanischen Kaufleuten in den Grenzstädten in Verbindung stehen, oder gar selbst nach der Barbarey und Aegypten Handlung treiben, nennen sich gleichfalls Mohammedaner; aber die allermeisten sind Heiden, von denen einige die Sonne, und andere, sagt man, dasjenige Thier anbeten, was sie jeden Morgen zuerst sehen. Die schwarzen Mohammedaner sind auf ihre Religion nicht so stolz, als die Weissen; sie dulden alle Religionsverwandte. In dem Königreiche Bernu, welches diesen Namen von der Hauptstadt Bernu erhalten hat, und an Habbessinien grenzt, findet man auch

*) Als Johann Leo diese Gegenden besuchte, waren die Einwohner zu Bernu noch Heiden. Den Namen Afnu findet man nicht bey diesem Schriftsteller, aber wohl die Namen verschiedener Städte, welche jetzt zum Königreiche Afnu gehören.

auch zwey ansehnliche Distrikte, Beghermi und Andâm, die von Christen bewohnt werden, und von welchen die Andamer spitze Zähne haben. Eine andere Nation, mit Namen Kendil, ist deswegen merkwürdig, weil sie, so wie die Einwohner von Sennâr, langes Haar, also vermuthlich auch ein länglichtes Gesicht hat. Die Andamer sind gute Leute. Eine Nation Heiden in dieser Gegend, welche sich Jemjem nennt, und gleichfals spitze Zähne hat, wird dagegen für bösartig, ja für Menschenfresser gehalten; kein Mohammedaner, der sie kennt, will sie kaufen.

Einer von den beyden Sklaven, welche Abderrachmann Aga als seine Kammerdiener mit nach Kopenhagen genommen hatte, ein junger wohlgewachsener Kafr mit dicken Lippen und einer platten Nase, war aus Afnu gebürtig, und hatte auf jeder Backe einige große Narben von Messerschnitten. So wohl er selbst als sein Herr versicherten, daß man daran sein Vaterland erkenne: und dies ist nicht unwahrscheinlich. Auch die Neger auf den westindischen Inseln sehen zuerst nach solchen

chen Kennzeichen, wenn sie bey der Ankunft eines Schiffes aus Guinea nachfragen wollen, ob sich unter den angekommenen Sklaven nicht etwa Landsleute befinden. Einmal hatte Abd errachman Aga eine Sklavin gekauft, die beym ersten Anblick einer jungen Sklavin ausrief, diese wäre ihre Landsmännin, wo nicht gar ihre Tochter, die vor etwa 13 Jahren als ein Kind gestohlen wäre. Sie gab die Kennzeichen an, die sie ihrer Tochter unter der Brust und zwischen den Schultern eingeschnitten hatte; man untersuchte, und fand wirklich die angegebenen Zeichen.

Die Sprache der verschiedenen Negervölkerschaften ist sehr verschieden, und in den an einander grenzenden Königreichen Afnu und Bernu redet man nicht bloß abweichende Mundarten, sondern ganz verschiedene Sprachen. Abd errachman Aga, welcher eine Amme aus Bernu gehabt, (die vornehmen Mohammedaner zu Tripolis bedienen sich der schwarzen Sklavinnen als Ammen bey ihren Kindern,) und in seiner Kindheit theils von dieser, theils von Knaben aus Bernu, etwas

von

von deren Sprache gelernt hatte, erinnerte sich noch aus seiner Jugend, daß sie folgendermassen gezählt hätten: Ein, Telu. Zwey, Jadi. Drei, Jasku. Vier, Dåku. Fünf, Uku. Sechs, Arasku. Sieben, Tullu. Acht, Usku. Neun, Lakâr. Zehn, Måku. Sein Bedienter aus Afnu zählte folgendermassen; Ein, Deia. Zwey, Biu. Drei, Uiku. Vier, Huddu. Fünf, Biâl. Sechs Schidde. Sieben, Bokoi. Acht, Tokus. Neun, Tara. Zehn, Ghomo. Funfzehn, Biat ghomo. Hundert, Dari. Tausend, Darighomo*) Er nante eine mit einer Mauer umgebene Stadt, Berni. Ein Dorf, Ghaui. Einen Berg, Dudsji. Einen Fluß, Koroma. Gold, Dsjenari. Silber, Dolma. Brod, Ghurassa.

*) Nach Herrn Sparmans Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung S. 618. 622 und 623, können die dasigen Hottentoten nur bis vier, die sogenanten chineser Hottentoten nur bis sechs, die benachbarten Kafr aber weiter zählen, und ihre Zahlwörter sind gleichfals ganz verschieden.

rassa. Wasser, Grua. Durra, kleiner. Mais, Daua. Reis, Sinkasser. Einen Sultân, Sirki. Einen Mann, Motûn. Eine Frau, Bavia. Ein Mädgen, Ja. Den Teufel, Schensali. Gott nennt man in Asnu Allàh.

Die afrikanischen Könige und Fürsten führen oft Krieg gegen einander, aber ihre Kriege dauern nur einige Tage, höchstens nur wenige Wochen, und selten werden bey dieser Gelegenheit viele Leute erschlagen. Das Feuergewehr ist bey ihnen noch nicht eingeführt. Ihre Waffen bestehen in grossen und kleinen Lanzen, in Schilden, Bogen und Pfeilen, und letztere pflegen sie auch wohl zu vergiften. Die Kriegsgefangenen werden Sklaven des Siegers, und als eine Waare an die Weissen verkauft. Dies ist freylich eine nicht rühmliche Gewohnheit der sonst gutmüthigen und menschlich denkenden Neger. Allein die afrikanischen Fürsten konten ihren Kriegsgefangenen keine Festungs: oder andere öffentliche Arbeiten anweisen, auch sie nicht als Soldaten brauchen, es war ihnen also nur

übrig,

übrig, daß sie solche todtschlügen, oder auswärts verkauften, und davon wählten sie um so mehr das letztere, da sie versichert waren, daß die weissen Mohammedaner ihre Mitbrüder gut behandelten. Unglücklicher weise aber verlangten die Weissen immer mehrere schwarze Sklaven, besonders Kinder; sie kamen auf ihre Grenze, ja reiseten zu den Fürsten mitten in Afrika, um sie zum Kriege gegen ihre Mitbrüder aufzumuntern. Durch allerley Sächelchen, nach denen sie die Afrikaner begierig machten, wurden Privatpersonen verleitet, auch Menschen zu stehlen. Von den mehr klügern weissen Menschen aufgemuntert, fanden sich nun unter den Schwarzen, wie unter den Tataren, bald Leute, die sich kein Gewissen daraus machten, Kinder und Erwachsene zu stehlen, oder sie auf mancherley Art zu überlisten, und sie den an der Grenze auf solche Waare lauernden Weissen zuzuführen. Aus Afnu und Bernu wird nun schon seit vielen Jahrhunderten jährlich eine sehr grosse Anzahl Sklaven nach der Barbarey und Aegypten, vielleicht auch nach der Südost-

küste

küste von Afrika, wo nicht gar nach Guinea ausgeführt; aber dem ohngeachtet wird man doch wohl nicht finden, daß diese Königreiche mehr entvölkert sind, als die Länder der weissen Nationen. Bey diesen stirbt eine große Anzahl nach unmäßigem Essen und Trinken, durch Unglücksfälle zu Wasser und zu Lande, auch aus Mangel und Elend, ja wohl gar wegen Verbrechen im Gefängniß und durch die Hand des Henkers, wenn der schwarze Afrikaner seine wenigen Bedürfnisse mit geringer Mühe befriedigen kan, und mit den groben Lastern, wofür die mehr aufgeklärten weissen Menschen auf mancherley Art hingerichtet werden, unbekant ist. Auch die Kriege der Weissen sind unendlich mörderischer, als die der Schwarzen.

In den Wäldern und Wüsteneyen der Königreiche Afnu und Bernu findet man viele Strauße, Affen, Schlangen, Elephanten, Löwen, Tiger und andere wilde Thiere; die Einwohner haben allerhand zahmes Vieh, besonders Schafe und Kameele. An Reis, kleinen Mais (ar. Durra,) Datteln, Zwiebeln,

beln, Melonen und vielen andern Früchten ist daselbst ein Ueberfluß. Der gemeine Mann backt sein Brod von Durra, wie der gemeine Araber, auch malt er sein Brodkorn nicht, sondern reibt es auf einem Steine *). Der Weizen ist noch selten, und vermuthlich aus Aegypten oder der Barbarey dahin verpflanzt; denn man hat dafür keinen eigenen Namen in der Landessprache, sondern man nennt ihn Kumch. Weintrauben findet man in diesen Gegenden nicht, und auch kein Salz. Im Königreiche Afnu holt man das Salz weit her, aus (einem Lande oder Stadt) Asben; es ist daher sehr theuer.

Das vornehmste Produkt dieser Länder ist Gold. Der Grund, wo dies Metal gesammelt wird, gehört dem Landesherrn, und diejenigen, welche es suchen wollen, müssen die Erlaubniß dazu theuer bezahlen. Das Gold aber wird nur in gewissen Monaten (vermuthlich nach der Regenzeit,) gleichsam geerntet. In dieser Jahrszeit schicken die Pächter ihre Leu-

*) Beschreibung von Arabien. Tab. I. S. 51.

Leute des Nachts auf den Feldern herum, lassen auf den Stellen, wo sie Gold zu bemerken glauben, etwas Asche streuen, und den folgenden Tag die Erde daselbst waschen. Diese Gegenden sind so voller Schlangen, daß die Goldsucher Tücher um die Beine winden müssen, ja man bewickelt den Kameelen die Beine, damit sie nicht von Schlangen gebissen werden.

Die Könige in Afnu und Bernu lassen kein Geld prägen; in ihren Ländern werden die kostbaren Waaren in Goldstaub nach dem Gewichte bezahlt, und statt der Scheidemünzen bedient man sich kleiner Muschelschaalen (Kaurî), welche man auch in verschiedenen Gegenden von Indien, und selbst in Bengalen zu eben den Gebrauch anwendet. Ihre Kaufleute bringen fast dieselben Waaren nach Kâhira, welche aus Habbessinien dahin gebracht werden: nämlich, ausser Sklaven und Gold, auch Ziber, Elephantenzähne, Straußfedern u. a. m., und nehmen von daher und aus der Barbarey europäisches Silbergeld, kupferne Schüssel, dickes englisches und vene-

tia-

tianisches Tuch zu Mützen, auch grobes Laken und einige leichte Stoffe zu Kleidern, viele Messer, eine grosse Menge kleiner Spiegel, und Glasperlen, auch etwas weniges Papier u. a. m. wieder mit zurück.

Die kleinen Fürsten im Lande der Schwarzen sind sehr freygebig, sie nehmen von Fremden niemals Geschenke, ohne deren Werth reichlich zu bezahlen*) Kaufleute aus Tripolis sind dadurch reich geworden, daß sie den Geschmack der Vornehmen unter diesen Afrikanern studirt, und ihnen allerhand Waaren zugeführt haben, die ihnen angenehm waren.

Das Königreich Afnu liegt an einem grossen Flusse, den der Sklave des Abd errachman Aga in der Landessprache Gülbi nante. Es war ihm bekant, daß die Einwohner der Barbarey selbigen Nîl nennen; allein den Namen Niger hatte er niemals nennen hören. Sänfara (beym Johann Leo Zänfara) die Residenz des Landesherrn, ist eine

*) Eben dies wird auch schon von Johann Leo bemerkt.

eine grosse, mit einer Mauer umgebene Stadt, und etwa 3 Monate von Tripolis entfernt.

Abderrachman Aga nante auch noch folgende Städte und Landschaften, die sich in dieser Gegend befinden: Akades, Kanna, Segsek (in der Uebersetzung des Johann Leo Agades, Cano, Zegzek) Kardi und Flata. Er wußte davon nichts weiter, als daß diese kleinen Herrschaften von Sultânen (also vermuthlich von mohammedanischen Fürsten) regiert würden, die entweder dem Könige von Afnu, oder dem von Bernu, unterwürfig wären.

Ghuari oder Knâr ist der Name einer Stadt oder Provinz, in welcher viel Gold gesammelt wird. Sie gehört jetzt zu Afnu. Johann Leo erwähnt eines Königreichs Guangara, welches vermuthlich eben daselbe ist; denn auch daselbst war viel Gold.

Tokrûr ist die Residenz eines Sultâns, der aber ein Vasal des Königs von Afnu ist *).

Ihm

*) Einer Stadt Tocrur wird schon in der Geographia Nubiensis p. 7. erwähnt. Weil der

Sche-

Ihm gehören die Städte Andaua und Mara.

Agâte ist gleichfals die Wohnung eines Sultâns, dem auch Kikka, eine ansehnliche Stadt gehört.

Kaschue, eine grosse Handelsstadt auf dem Wege von Sânfara nach Fâsan, und die Wohnung eines Sultâns, welcher ein Vasal des Königs von Afnu ist. Zu dessen Gebiete gehören folgende Städte: Khogo (vielleicht das Gago oder Gaogo des Johann Leo) Kankara, Koturkuschi, Kiaua, Saghami, Taghamis und Dandudsji. Alle diese Städte nent man Birni, d. i. Festungen.

Tua-

Scherif Eddris uns von den Städten in Afrika nicht viel mehr als bloß die Namen sagt, so habe ich meine mündlich erhaltene Nachrichten nicht so genau mit seinem Werke, als mit dem des Johann Leo verglichen. Letzterer, welcher das Innere von Afrika selbst besucht hat, ist noch wohl jetzt von allen, die uns aus diesen Gegenden Nachrichten gegeben haben, der zuverlässigste.

Tuarik ist gleichfals eine berühmte und reiche Handelsstadt zwischen Sänfara und Fäsan. Hier wohnen viele Sklavenhändler, welche jährlich eine Menge Neger zum Verkauf nach Aegypten und der Barbarey bringen, und durch dieses Verkehr mit den weissen Mohammedanern Arabisch gelernt haben. Sie sind vielleicht Abkömlinge von weissen Mohammedanern, die sich des Handels wegen, und um sich der tyrannischen Regierung in der Barbarey zu entziehen, in diesen Gegenden wohnhaft niedergelassen haben. Die Kaufleute von Tuarik haben ein rauhes und wildes Ansehen, sind aber brav und tapfer. Selbst die Magrebiner reisen gern in ihrer Gesellschaft durch Hedsjas, wenn sie auf dem Wege nach Mekke einen Ueberfall von den Beduinen befürchten. Ihr Gewehr besteht bloß in einem Säbel, Bogen und Pfeilen.

Das Königreich Tombuktu (beym Johann Leo Tombut) liegt am Niger und an der marokkanischen Grenze, und ist vielleicht eben so groß, als Afnu und Bernu. Aber aus dieser Gegend konte Abd errach-

man

man Aga mir keine Nachrichten geben. Sein zweyter Bedienter, den er mit nach Kopenhagen genommen hatte, war in diesem Königreiche geboren, und mit einigen andern Knaben, welche zusammen am Flusse spielten, von Räubern weggeführt, und in einer abgelegenen Stadt zu Markte gebracht worden. Da er aus seinem Vaterlande sehr jung weggeführt war, so wußte er mir davon nichts Merkwürdiges zu sagen, als daß die Einwohner eines Districts Flata weiß wären. Dies ist vielleicht das Gualata des Johann Leo. Von der Hauptstadt Tombuktu wird ein ziemlicher Handel nach den Königreichen Afnu und Bernu, ingleichen nach der Barbarey und Aegypten getrieben.

Ghadàmes (Gademes beim Johann Leo) ist eine grosse Handelsstadt 12 Tage von Tripolis. Selbige kan wohl nicht zum Lande der Schwarzen gerechnet werden; es ist aber daselbst gleichsam der Hafen von Tombuktu. Denn alle Karwanen von Tunis und Tripolis nach dem Reiche Tombuktu müssen ihren Weg über Ghadames nehmen.

Fä-

Fåsàn beym Johann Leo Fezzen) ist ein grosser Handelsplatz vierzig Tagereise von Tripolis, und gleichsam auf der Grenze zwischen den Ländern der weissen nnd schwarzen Menschen*). Die Kaufleute und Pilgrime ans Bernu, welche nach der Barbarey, Aegypten und Mekke reisen wollen, versammeln sich mit denen aus dem Königreiche Afnu in Sånfara, und reisen von hier über Kaschne und Tuarik nach Fåfân. Diejenigen von ihnen, welche nach der Barbarey wollen, reisen von Fåsân über Sukua und Schati nach Tripolis, und die nach Aegypten gehenden über Oedsiele**) nach Kahira.

Der Regent zu Fåsân nennt sich Sultan, und will seine Größe unter andern auch dadurch anzeigen, daß er sich eines sehr grossen Siegels bedient. Der Pascha zu Tripolis aber

*) Agathemerus erwähnt in seinem Libr. II. de Geographia cap. V. eines Phazania, aber davon weiter nichts als nur den Namen.

**) Oedsiele ist vermuthlich das Angila des römischen und griechischen Schriftsteller.

aber nennt ihn bloß Schech, und nach der Versicherung des Abd errachman Aga, gar seinen Vasallen. Darin aber erhob mein Gewährsmann das Ansehen seines Herrn doch wohl zu hoch. Es geht alle Jahre eine große Karwâne von Tripolis nach Fâsan, und mit ihr ein Offizier des Pascha, welcher den Titel Bey führt, und sie gegen die Araber schützen muß.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts rebellirte der Sultan zu Fâsan gegen den Pascha von Tripolis (vielleicht wollte der Bay sich mehrere Freiheiten heraus nehmen, als man ihm geständig sein konte; dies ist nicht ungewöhnlich von solchen Anführern der Karwânen) und vertheidigte sich in dem ersten und folgendem Jahre tapfer gegen die Truppen des Pascha. Im dritten Jahre waren die Einwohner zu Fâsân, welchen so sehr viel daran gelegen ist, daß ihre Handlung nach der Barbarei nicht gestört werde, der Feindseligkeiten überdrüssig, und überlieferten ihren Sultân dem Sohn des Pascha, welcher die Karwâne diesmal als Bey begleitete. Nach der Zurückkunft desselben nach

Tripolis ließ der Pascha dem Sultân von Fâsân die Kleider ausziehen, und ihn mit andern Sklaven zum Verkauf ausbieten. Aber der Sohn des Pascha, welcher ihn als seinen Gefangenen von Fâsân weggeführt hatte, war großmütiger, als sein regierender Herr Vater; er kaufte ihn, hielt ihn einige Zeit anständig, und schickte ihn, nachdem er der Regierung zu Tripolis für sich und seine Nachfolger eine ewige Freundschaft geschworen hatte, wieder nach Fâsân zurück.

Etwa 1767 oder 1768 reisete ein Sultân von Fâsân nach Mekke; er starb aber auf der Rückreise von Aegypten zu Oedshele. Weil sich in seiner Residenz viele Weisse wohnhaft niedergelassen haben, so ist die Farbe der Einwohner daselbst theils weiß, theils schwarz, theils weniger oder mehr weißlich oder schwärzlich, nachdem ihre Voreltern sich weniger oder mehr mit weissen oder schwarzen vermischt haben, und einige haben auf dem Kopfe langes Haar, wenn andere krause Wolle haben; die Farbe der regierenden Familie ist mehr schwarz als weiß.

Die

Die Unterthanen des Sultâns von Faſân ſind theils Mohammedaner, theils Heiden, und alle leben ganz friedlich neben einander. Auch die mohammedaniſchen Regenten im Lande der Schwarzen ermangeln nicht, ihre Grenzen zu erweitern, wenn ſie dazu Gelegenheit ſehen, aber dies geſchieht nicht unter dem Vorwande, daß ſie ihre Religion ausbreiten wollen. Der Koran befiehlt zwar, nur die Chriſten und Juden zu beſchützen, und die Heiden auszurotten; allein ſo wie die Mogoln, welche Indien überſchwemmten, bald fanden, daß die daſigen Heiden gute und fleiſſige Unterthanen ſein würden, und daher ſelbige duldeten, ſo dulden noch vielmehr die afrikaniſchen Fürſten ihre heidniſchen Mitbrüder. Da Gott alle Religionsverwandte duldet, ſo halten ſie ſich nicht berechtigt, jemanden vorſchreiben zu wollen, wie er Gott verehren ſolle.

Auch die mohammedaniſchen Geiſtlichen zu Fâſân erklären den Koran, aber allein nach ihrem ſimplen Menſchenverſtande. Wenn ſie damit die feinern Erklärungen ihrer weiſſen Glaubensgenoſſen nicht einſehen, ſo zerbrechen

ſie

sie sich die Köpfe deswegen nicht weiter. Als ein Pascha zu Tripolis von einem Mufti zu Fäsan den Ausspruch verlangte: ob er sein Antheil an der Beute, welche die Regierung von den Europäern machte, zum Bau einer Moskee anwenden könne? versicherte dieser gerade heraus: es wäre Gott nicht angenehm, daß man geraubte Güter zu seinem Dienste anwende. Da der simple Menschenverstand ihm sagte, die Kriege und Räubereien unter den Menschen könten dem Allmächtigen nicht angenehm sein, so waren auch alle gelehrte Erläuterungen seiner weissen Glaubensgenossen nicht im Stande, ihn zu bewegen, das er sein Fetwa änderte. Indeß ward die Moskee von dem dazu bestimten Gelde gebaut, weil die mehr aufgeklärten weissen mohammedanischen Gelehrten solches für Halàl d. i. erlaubt hielten. Der Gedanke, welchen sich diese von dem Schöpfer Himmels und der Erde machen, scheint sich auch dem der Europäer schon mehr zu nähern, indem sie es gleichfals für ein Gott wohlgefälliges Werk halten, wenn einer die von den Feinden, besonders von Ungläubigen gemachte Beute zum

Besten

Besten der Kirche anwendet. Letztere gehen noch weiter, indem sie dem Allmächtigen mit erbeuteten Fahnen ein Opfer vor dem Altar bringen, und nach einer Schlacht wohl gar von beyden Seiten ein Te Deum anstimmen. Die einfältigen schwarzen Afrikaner würden glauben, daß man den Schöpfer Himmels und der Erde spotte, wenn man dergleichen Zeremonien auch bey ihnen einführen wolte.

Der Kâdi hat bey den schwarzen Mohammedanern bey weitem nicht den Verdienst, wie bey den weissen Mohammedanern. Ueberhaupt kömt wohl nur selten eine Sache zu dessen Entscheidung, da er die Erklärungen der vielen mohammedanischen Rechtsgelehrten, nach welchen ein gescheuter Kâdi fast allezeit der Parthey ihre Sache gewinnen lassen kan, die am besten bezahlt, nicht zu brauchen versteht, sondern bloß nach dem geraden Menschenverstande urtheilt. Hat zu Fâsan einer eine liquide Foderung, und der Schuldner will nicht bezahlen, so macht er mit einem Stock einen Kreis im Sande um ihn, beschwört ihn bey Gott und dem Propheten, daß er ihn bezahle:

zahle: und der Schuldner untersteht sich nicht über den Kreis zu treten, bevor sein Gläubiger befriedigt ist. Persönliche Beleidigungen werden unter diesen friedfertigen Naturmenschen sehr hart bestraft; denn, wenn einer sich vom Zorn so sehr hinreissen lässet, daß er jemanden eine Maulschelle giebt, so muß er dem Beleidigten ohngefähr so viel in Gold erlegen, als 33 und ein drittel venetianische Dukaten wiegen.

Die Italiäner verstümmeln Knaben, damit sie besser singen lernen. Weil bey ihnen ein verschnittener Sänger viel Geld verdienen, folglich auch lecker essen und trinken, und sich hübsch kleiden kan, so läßt daselbst wohl der Vater seinen eigenen Sohn verstümmeln, und glaubt dadurch sein zeitliches Wohl zu befördern. Der afrikanische Naturmensch würde dies für kein Glück halten, ja wohl gar glauben, dadurch seinen Schöpfer zu beleidigen. Aber die vornehmen weissen Mohammedaner verlangen verstümmelte Kafr zur Aufwartung im Harem: und weil diese viel theurer bezahlt werden, als andere, die alle körperliche Fä-

hig-

higkeiten besitzen, welche der Schöpfer ihnen gegeben hat, so sind auch die weissen Negerhändler darauf bedacht, ihre rohe Waare dadurch zu veredeln, daß sie einen Theil davon verstümmeln. Dies ist eine so gefährliche Arbeit, daß von den Knaben, mit welchen diese Operation vorgenommen wird, oft kaum der vierte Theil mit dem Leben davon kömt. Aber Fäsan ist der Sammelplatz der Negersklaven aus dem Innern von Afrika, diese sind hier noch wohlfeil, und daher befinden sich die Fabriken, in denen man die Negerknaben zum Dienste im Harem der weissen Mohammedaner zubereitet, vornämlich in dieser Stadt.

Man findet unter den Einwohnern zu Fäsan nicht nur weisse Mohammedaner aus der Barbarey, man kan hier zuweilen auch Europäer antreffen. Ein Genueser, der als ein Sklave nach Fäsan verkauft war, erwarb sich in kurzer Zeit die Liebe seines Herrn so sehr, daß dieser ihm seine Freyheit schenkte. Er ward darauf ein Mohammedaner; seine halb und ganz schwarzen Glaubensgenossen unterstützten ihn, daß er einen kleinen Handel an-

fan-

fangen konte, und so ward er in wenigen Jahren ein wohlhabender Kaufmann. Er hat seinen Vater mehr als einmal aus Italien nach Tripolis kommen lassen, und ihn reichlich beschenkt. Im otmannischen Reiche habe ich niemals gehört, daß die Kinder der Renegaten sich jemals um die Anverwandten ihres Vaters bekümmert hätten; es scheint vielmehr, daß sie sich derselben schämen. Die Kinder der Renegäten zu Fäsan denken nicht so. Als der Genueser gestorben war, verabredete auch noch dessen Sohn eine Zusammenkunft zu Tripolis mit seinem Großvater, und schickte ihn mit Geschenken beladen nach Italien zurück. Ein Grieche von einer Insel im Archipel, der als ein Sklav an den Sultan zu Fäsan verkauft war, erhielt gleichfals seine Freyheit, und ward ein Mohammedaner. Dieser machte verschiedene Reisen nach dem Lande der Schwarzen, und erwarb sich in kurzer Zeit ein gutes Vermögen. Nun ließ er einen jüngern Bruder, der ein Sklave des Pascha zu Tripolis war, durch Abd errachman Aga loskaufen und nach Fäsan kommen.

Von

Von diesem erhielt Abderrachman Aga im Jahre 1772 zu Kopenhagen einen Brief, worin er ihm meldete, daß auch er ein Kaufmann geworden wäre, und sich unter den Schwarzen recht wohl befände.

Zu dem Gebiete Fäsan gehören: Bülma, Kuar, Wäddän, Suäle, Kau und noch andere kleine Städte. Der Regent zu Kau nennt sich Sultan, und kan eine Armee von zwey bis dreyhundert Mann ins Feld stellen. Als einmal ein Kaufmann aus der Barbarey nach seiner Residenz kam, erkundigte er sich bey diesem nach dem Befinden des Sultans von Marokko, darauf nach dem Befinden des Sultans zu Konstantinopel, und endlich nach dem Befinden des Sultans von Indien. Als nun der Kaufmann sich wunderte, wie der halb schwarze Vasal des Regenten von dem Gebiete Fäsan ihm solche Fragen vorlegen könte, da er doch weder mit dem Sultan von Marokko, noch dem von Konstantinopel, noch dem Mogol einige Bekantschaft haben konte, sagte derselbe ganz ernsthaft: Wir Sultane sind gewohnt,

uns

uns nach unsers Gleichen zu erkundigen. So herscht also die Eitelkeit selbst auf der äussersten Grenze zwischen den weissen und schwarzen Menschen. In der Barbarey sagt man noch jetzt von einem, der sich mehr einbildet, als andere ihm geständig sind, er erkundigt sich nach seines Gleichen, wie der Sultân von Kau.

Die Karwâne, welche jährlich aus dem Innern von Afrika nach der Barbarey und Aegypten reiset, ist allezeit sehr groß, und man hört nicht selten, daß einige hundert Mitglieder derselben auf dieser Reise gestorben sind. Dies aber muß man den Beschwerlichkeiten, womit eine solche Reise allerdings verbunden ist, nicht allein zuschreiben. Die größte Anzahl der Menschen, woraus diese Karwâne besteht, sind unglückliche Sklaven, die ihren Freunden und Angehörigen entrissen sind, und in einer entfernten Gegend an eine ganz andere Menschenrace verkauft werden sollen: mit welchem traurigen Herzen mögen diese wohl ihr Vaterland, ihre Gatten, ihre Aeltern, Kinder und Geschwister verlassen!

sen! Dazu kömt, daß die Sklaven zu Fuße reisen, und mancher Sklavenhändler sich zu der Reise durch große Wüsteneyen oft wohl nicht hinlänglich mit Wasser und andern Lebensmitteln versorgt, selbige auch wohl in zu kleinen Portionen austheilt: und so ist es dann natürlich zu erwarten, daß in einer solchen Karwâne immer viel sterben. Dies aber solte einen Europäer, der für sich und die erfoderlichsten Lebensmittel Lastthiere miethen kan, nicht von einer Reise nach dem Innern von Afrika abschrecken. Ueberall, wohin Karwânen gehen, muß auch ein Europäer die Reise nicht scheuen.

Will ein Europäer das Königreich Tombuktu besuchen, so wird er dazu ohne Zweifel leicht Gelegenheit finden, wenn er vorher einige Zeit im Königreiche Marokko herumreiset, und mit den nach Tombuktu handelnden Kaufleuten Bekantschaft macht. Daß er Arabisch lerne, und sich mit den Sitten und der Lebensart der Araber bekant mache, ist nothwendig. Zu Tombuktu findet er vielleicht Gelegenheit in das Land der Schwarzen

wei-

weiter einzudringen: und wenn dies fehlschlagen solte, so kan er mit einer Karwâne über Ghadames nach Tunis zurück reisen *).

Abderrachman Aga redete zwar bloß von den Karwânen, die aus dem Innern von Afrika nach seiner Vaterstadt kommen, und dahin zurück gehen. Ich zweifle aber nicht, daß Tunis in einer eben so großen, wo nicht gröss-

*) In der neulich herausgekommenen Beschreibung von Nigritien, aus dem Französischen des Herrn P... bemerkt der Verfasser S. 40. „Die Franzosen haben im Lande Galam 260 bis 280 Meilen von der Insel St. Louis im Senegal ein Fort St. Joseph genannt, wo ein Volk wohnt, das sich Mandingoes nennt, deren Kaufleute jährlich nach Bambazena reisen, um schwarze Sklaven einzukaufen. Bambazena grenzt am Königreiche Tombuktu.“ Es gehen wahrscheinlich auch von Tombuktu Karwanen nach Bambazena, und so wäre es dann vielleicht nicht schwer auf diesem Wege nach Fort St. Joseph, und so weiter den Senegal herunter zu kommen. Daß Johann Leo von Tombuktu auf dem Niger nach Sanfara gereiset sey, ist bekant.

größern Verbindung mit Fäsan stehe als Tripolis, und so mögte ich demjenigen, der von dieser Seite nach dem Innern von Afrika zu reisen gedenkt, rathen, lieber von Tunis abzugehen. Die Tuneser sind die gesittesten unter allen Einwohnern der Barbarey; ein Europäer wird also daselbst wegen seiner weiten Reise weniger Schwierigkeiten zu befürchten haben, als zu Tripolis, oder Algier.

Der Weg von Tunis über Fäsan nach dem Flusse Niger kan wohl nicht länger seyn, als der von Tripolis; die Karwânen von diesen beyden Städten vereinigen sich vermuthlich einige Tage nach ihrer Abreise. Nun rechnet man zwar drey Monate von Tripolis bis Sänfara, die Residenz des Königs von Afnu. Abd errachman Aga sagte aber, daß in den vierzig Tagen, welche eine Karwâne auf dem Wege von Tripolis bis Fäsan zubringt, die Tage mit gerechnet werden, welche sie zu Sukne und Schati ausruhet; und eben so werden in den erwähnten drey Monaten wahrscheinlich auch die Ruhetage mit gerechnet seyn, welche die Karwâne

sich

sich zu Fâsan, Tuarik und Kaschne aufhält. Und dann kan eine Reise mit einer solchen Karwàne doch nicht so sehr beschwerlich seyn. Langwierig ist sie freylich. In einer solchen Karwane aber trift man gemeiniglich Kaufleute an, die weit gereiset sind: man kan deren Bekantschaft suchen, und so während der Reise, mitten in einer grossen Wüste, manche nützliche Nachrichten sammeln, die man in einer Stadt vergebens suchen würde. Dies macht die Reise mit einer Karwâne oft sehr angenehm.

Sânfara und Bernu sind auf diesem Wege die vornehmsten Städte, welche ein Europäer besuchen muß. Zu Sânfara wird er es dann erfahren, ob er nicht von da auf dem Flusse Gülbi (Niger) nach Tombuktu zurück reisen könne? ob nicht von da über Bernu Karwànen nach Oberägypten gehen, wie dies Paul Lukas im zweyten Theile seiner dritten Reise S. 53 versichert? ob nicht die Einwohner von Afnu und Bernu mit den Habessinern in Handlungsverbindungen stehen, und man also mit dieser Gelegenheit

heit nach dem rothen Meere, und also nach Dſjidda und Mochha reisen könne, wohin jährlich europäische Schiffe aus Indien kommen.

Daß die kleinen Muscheln, welche man in Indien Kauri nennt, im Lande der Schwarzen als Scheidemünze gebraucht werden, daran ist nicht zu zweifeln. Der Kammerdiener des Abderrachman Aga, welcher diese kleine Muschein bey mir sah, zeigte selbige seinem Herrn, mit den Worten! hier ist auch unser Geld. Die Frage, woher denn dies Geld nach Afnu käme? wußte er nicht zu beantworten. Allein man findet diese Muscheln weder in dem frischen Wasser des Nigers, noch im mittelländischen Meere, sie werden aber sehr häufig auf der Südostküste von Afrika und wahrscheinlich auch in Guinea gesamlet: und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß vom Niger auch Karwânen nach der Südostküste von Afrika oder nach Guinea reisen.

Welche Entdeckungen könte man nicht aus diesem uns noch so unbekanten Welt-

theile

theile erwarten, wenn ein Mann wie Herr le Baillant, von dem wir neulich die merkwürdige Voyage dans l'interieur de l'afrique Tom. I. II. erhalten haben, eine Reise von der Barbarey in das Innere von Afrika unternähme! Noch hat wohl kein anderer Reisender es verstanden, mit den sogenanten wilden Nationen so gut umzugehen, und noch ist keiner allen Gefahren so muthig entgegen gegangen, es wäre daher zu wünschen, daß dieser selbst aufgemuntert würde, eine Reise durch Afrika zu unternehmen. Und woher wäre diese Aufmunterung jetzt wohl eher zu erwarten, als von England?

XI.

Privatleben und häusliche Gebräuche der Türken.

(Aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs).

Bey den Turken werden fast alle Familien gleichgeschätzt; keine ist von der Gelangung zu den höchsten Ehrenstufen ausgeschlossen; keine ist bey dem wirklichen Besitze derselben vor einem gänzlichen Falle sicher. Die Heurathen geschehen auf eine von der unsrigen sehr verschiedene Art; sie sind geschlossen, ehe die beiden Partheyen einander gesehen und gesprochen haben. Ob sich gleich die Brautleute einander weder vor dem Hochzeittage noch vor der Verlobung sehen, so sucht doch der Bräutigam durch seine Mutter oder eine andre Frauensperson eine Schilderung von seiner zukünftigen Frau zu erhalten. Den Hochzeitstag wird die Mitgabe in des Bräutigams Haus geschickt. Wenn die Braut abgeholt wird, so geschieht

es vermummt, und ihr väterliches Haus ist darüber so in Trauren und Weinen, als ob einer gestorben wäre. Bey den Hochzeits- sowol, als allen andern Feierlichkeiten hat das männliche und weibliche Geschlecht seine Gesellschaften und seine Lustbarkeiten besonders von einander getrennt. Der Zustand der meisten Türkischen Weiber ist hart, und die gute Gemüthsart des Mannes macht höchstens eine Ausnahme. Da ein bemittelter Mann mehrere Weiber hält, so verursacht schon dies allein Eifersucht und Neid unter ihnen; andre Passionen nicht zu gedenken. Der Mann kann sie bey allerley Gelegenheit verstoßen, und durch die Bedrohung damit in Bangigkeit setzen. Die Herrschaft des Mannes kann also tyrannisch seyn, und er kann sonsten auch durch den Gebrauch der Sklavinnen die ehliche Treue so oft brechen, als er will. Dieses sind geraubte oder erkaufte Christinnen, die an den Russischen, Polnischen, Ungarischen und Italienischen Grenzen den Türken in die Hände fallen, und ohnedas muß auch Georgien und Circassen mit den angrenzenden Ländern einen ordentli-

chen Menschentribut entrichten, ja die Einwohner sind daselbst so unmenschlich, daß sich die Ehegatten unter einander, nicht minder die Aeltern die Kinder, und diese jene mit Gewalt oder List verkaufen. Es läßt sich zwar die Anzahl der weißen und schwarzen Sklaven, welche jährlich nach Konstantinopel gebracht werden, nicht gewiß bestimmen; sie werden aber, ein Jahr in das andere gerechnet, nicht leichtlich unter funfzehntausend seyn. Was man dort nicht zu gehörigen Preisen los werden kann, wird nach andern Provinzen, zumal nach Aegypten geführt, wo die weißen Sklaven selten und theuer sind. Sonst durften auch die Griechen und Juden Sklaven von Christlicher Religion erkaufen, allein Mustapha III. hat solches unter harter Strafe, die bis zum Tode ausgedehnt werden kann, verboten. Des Befehls Mustapha III. ohnerachtet, daß Christen und Juden keine Sklaven Christlicher Religion an sich kaufen dürften, pflegt doch zu Kriegszeiten jenen der Ankauf derselben zum Vortheile der Türken, als ihrer Eigenthumsherren, zugestanden zu werden. Die Käufer

aber schließen den Handel vor Gericht, und lassen sich darüber ein Y'lam oder gerichtliches Zeugniß ausfertigen, um dadurch vor etwanigen Aranien in der Zukunft gesichert zu seyn. Ein Mann kann die gekauften oder geraubten Sklavinnen, wenn er ihrer überdrüssig ist, verkaufen; ob sie gleich alsdann die Freiheit gewöhnlich erhalten, wenn sie Kinder zur Welt gebracht haben. Einer rechten, aber geschiedenen, Frau muß das Heurathsgut wieder herausgegeben werden, ausgenommen, wenn sie durch eine Schandthat Gelegenheit zur Ehescheidung gegeben hat. Die Weiber erhalten solche so leichte nicht; sie können sie aber verlangen, wenn der Mann ihnen nicht den schuldigen Unterhalt giebt oder sie unnatürlich mißbrauchen wollen. Das letzte vor einem Richter zu bezeichnen, pflegen sie, ohne ein Wort zu reden, nur die ausgezogenen dünnen Unterschuhe, worin sie in den Zimmern gehen, umzukehren. Diese Bilderſprache versteht der Richter sogleich. Inzwischen haben bey den Türken die aus den Kebsweibern erzeugten Kinder gleiche Rechte, auch ein gleiches väterliches

Erb-

Erbtheil mit denenjenigen, welche von recht-
mäßigen Weibern gebohren sind.

Es ist fast kaum zu erwähnen nöthig, wie bey der Vielweiberey die Kinderzucht beschaffen ist. Der Verstand, zumal bey dem weiblichen Geschlechte, wird sehr ungeübt gelassen; auf die eigentliche Verbesserung des Willens und des Herzens denkt Niemand. Die Nothwendigkeit davon wird nicht einmal eingesehen. Wildheit und Unbändigkeit wird für etwas freies gehalten. Bey gemeinen Leuten laufen die Kinder ohne alle Anweisung und Zucht herum; bey Vornehmern, deren Söhne Tschelebi heißen, sind Sklaven und Verschnittene die Lehr- und Hofmeister; gewißlich, sehr untüchtige Personen zu einer solchen wichtigen Sache. Die Muhamedanische Religion ist unkräftig, in Kindern etwas gutes hervorzubringen, und die Hausexempel sind fähig, die an sich schon verderbte Natur noch mehr zu verschlimmern. Die Verschnittenen geben auch bey den Vornehmen die Aufseher des Frauenzimmers ab, und sie sind ihrer Mannheit gänzlich beraubt, um dem Hausherrn nicht den mindesten Ver-

dacht

dacht zur Pflegung der Lüste mit seinen Weibern zu geben.

Es sind der Türken Kleidungen, wie aller Morgenländer, lang. Ihre Hemden sind fast verfertigt, wie die Europäischen Weiberhemden. Die Beinkleider sind bei manchen Ständen von außerordentlicher Weite und in unzählige Falten gelegt, so daß von einer drey viertel Elle Leinewand gegen vierzig Ellen zu einem Paare erfordert werden. Der Tulbend oder Kopfschmuck giebt ihnen ein besonderes Ansehen, und ist von sehr verschiedenen Arten und Formen nach den Range der Person, die ihn trägt. Gold und Silber wird auf den Kleidern der Mansperſonen gar nicht gesehen; als welches, ihrer Meinung nach, zum Schmucke der Männer nicht gehöre, sondern nur für die Zäume und Sättel der Pferde diene. Der Kaiser selbst macht hier keine Ausnahme, und bloß Federdüsche von kostbaren Steinen an seinem Tulbend, nebst drey Federsträußen von Kandiotischen Reigern, einem vorne und zwey an den beiden Seiten unterscheiden ihn von andern. Die vornehmsten Paschas haben von

der

der ersten Art einen ähnlichen an der linken Seite, und geringere Personen nur einen schlechtern. Bey den langen Kleidungen der Türken ist es einer Anzeige nicht unwürdig, daß die Vornehmen nicht nur über dem langen Unterrock ein leichtes langes Oberkleid, und auch noch wohl einen Pelz darüber, tragen, sondern sich noch dazu auf ihren Spazierritten und Reisen mehrere nachführen lassen, um zur Bequemlichkeit und Pracht umwechseln zu können. Dies läßt sich ganz boquem auf das Verbot Christi anwenden, dadurch er seinen Aposteln mehr als einen Rock zu tragen untersagte, (Matth. 10, 10.) auch nicht zugeben wollte, daß sie Schuhe, sondern an ihrer Statt die an seinem Orte beschriebenen Sandalien brauchen sollten. — Auf die Zäume und Sättel der Pferde, den Dolch, die Pistolen und Flinten verwenden sie viel Geld. — Von dem aus Kandiotischen Reigerfedern bestehenden Sträußen macht auch der Großherr bisweilen wohl ein Geschenk an einen Wesyr oder Pascha, und steckt ihn an dessen Tulbeud, welches dort eine solche Ehre ist, als ob ein Europäischer Fürst

jeman-

jemanden einen Orden umhängt. Es ist bekannt, daß die Türken sich die grüne Farbe zugeeignet haben, und niemand, der nicht ein Muhamedaner oder Europäer ist, in ihrem Lande dergleichen, als eine gewissermaßen ihnen heilige Farbe, tragen dürfe. Bey dem Reiten brauchen sie Stiefeln, bey dem Gehen aber nur Pantoffeln, welche sie in den Zimmern und unter dem Gebete ablegen. Dies dient zur Erläuterung dererjenigen Stellen in der Bibel, wo das Ausziehen der Schuhe, als ein Zeichen äußerer Ehrfurcht vor Gott und Menschen angegeben wird. Damit inzwischen die bloßen Füße oder die Strümpfe nicht schmutzig werden, tragen sie Socken von dünnem Leder. Die Uhr wird in einem Säckchen auf der Brust am Herzen getragen. Das untere Kleid, (Dolíman) worüber das Oberkleid, (Feredsche) oft unangezogen, nur bloß von den Schultern herabhängt, ist mit engern Aermeln versehen und um die Hüfte herum mit einem Gürtel angebunden, in welchem die Pistolen stecken, imgleichen die Hattagan oder ein Degenmesser, in der Form unserer Säbel, von der Länge von

drey

drey viertel oder einer ganzen Elle. Dies sieht man selten, weil es das Oberkleid bedecket; und es ist daraus begreiflich, wie Ehud, Joab und andre ihre morgenländischen Schwerter unvermerkt zum Erstechen gebrauchen konnten. Das Oberkleid ist im Sommer von sehr leichtem Zeuge, im Winter aber von Tuche mit Pelzwerk gefüttert. Auf den Bart bestehen die Türken ungemein. Sie sehen ihn als ein wesentliches Vorrecht an, wodurch Gott das männliche Geschlecht von dem weiblichen unterscheiden wollen. Sie pflegen solchen zu kämmen, zu waschen, zu beräuchern und mit wohlriechenden Wassern und Salben zu bestreichen, woraus man sich viele biblische Gebräuche und Redensarten erklären kann. Denn weil bey der Hartnäckigkeit der Morgenländer an dem alten Herkommen auch die Kleidertrachten im Allgemeinen unverändert bleiben, so kann man ohne Irrthum die vormahligen Gebräuche an den jetzigen wahrnehmen. Auch die gemeinsten Leute tragen goldene und silberne Ringe, welche bey Vornehmern Steine mit dem eingegrabnen Namen haben, worauf auch die Bibel

ver-

verschiedene Anspielungen macht. Weil die Ringe der Morgenländer ihre Petschafte abgeben, und stets statt der in unsern Wappen gewöhnlichen Figuren einen Namenszug oder eine Inschrift haben: so sind Siegel und Inschrift gleichbedeutende Ausdrücke. (2. Tim. 2, 19.) Diese Siegel werden mit schwarzer Dinte, welche unserer Buchdruckerschwärze gleicht, aufgedrückt; daher die Sieben der heil. Schrift (Offenb. 7, 3. Hesek. 9, 4.) niemanden ungereimt vorkommen werden. Der große Theil, zumal der männlichen Namen, sind aus dem alten Testament genommen, und nur nach der Arabischen oder Türkischen Mundart gebeugt und geändert. Das weibliche Geschlecht ist bekantermaßen ganz ungemein eingezogen. Es ist für Christen und Juden eine höchstgefährliche Sache, mit einer Türkinn zu thun zu haben. Sie verlieren entweder den Kopf, oder müssen sie, nachdem sie die Muhammedanische Religion angenommen haben, heurathen; wenigstens kostet es ihnen viel Geld, ehe sie aus der Sache kommen. Die allergemeinsten Frauenspersonen gehen außerhalb der Zimmer mit

einem

einem weißen Schleier verhüllt. Die Türken haben nämlich die Meinung, daß die schönen Weiber von den Männern nicht ohne böse Begierden angesehen werden könnten, daher man sie verborgen halten müsse. Sie geben sich also auch mit Handel und Wandel gar nicht ab, sind für die Haushaltung ziemlich unthätig, und wären, wenn der Müßiggang ein glücklicher Zustand wäre, in dieser Absicht nicht übel daran. Die Türkinnen sind in der häuslichen Kleidertracht mit den Griechinnen ziemlich übereinstimmend, und bey aller ihrer Verborgenheit nicht ohne Arbeit. Es sind besondere Tage und Oerter in der Türkey, wo sie, jedoch verhüllt, den Verkauf und Einkauf roher Baumwolle und Seide, imgleichen baumwollener, seidener und allerley gewirkter Zeuge besorgen. Zu Smyrna, Angorn und an andern Oertern giebt es ordentliche Weibermärkte. Es ist auch, wie ich unzähligemal gesehen, noch ihr Geschäfte, verhüllet von den oft entfernten Brunnen Wasser zu holen. Es bestand also die vom Josua den Gibeonitern auferlegte Strafe (K. 9, 21.) in der Erniedrigung vor

den

von den Kriegsverrichtungen zu den weiblichen Geschäften.

Bei den Spaziergängen setzen sich die Türkinnen über die Regeln des europäischen Wohlstandes hinweg, daher sich die Mannspersonen, zumal von andern Religionen, gern aus dem Wege machen, um ihren Anfällen und Frechheiten auszuweichen. Wenn sie ausgehen, so geschieht es größtentheils in einer zahlreichen Gesellschaft unter der Aufsicht von Verschnittenen oder von schwarzen Arabern. Da die Wägen gar nicht gebräuchlich sind, so reiten sowohl die Männer, als die Weiber. Reiten vornehme Mannspersonen zu ihrem Vergnügen aus, so geht eine Anzahl von Bedienten paarweise voraus, und trägt die zum Essen und Trinken, auch Veränderung der Kleider benöthigten Sachen. Auf Eseln zu reiten ist in den meisten Provinzen nicht verächtlich. Ihre Sättel sind von den unsrigen ziemlich verschieden. Sie sind lang und weich, und die Kinder pflegen hinten aufgenommen zu werden. Die Steigbügel sind kurz gegürtet und breit, damit die Pantoffeln nicht so leicht herabfallen. Es

giebt

giebt zwar in der Europäischen Türkey eine Art von Kutschen; sie dienen aber nicht sowohl Reisen damit zu thun, als sich vielmehr zu belustigen. Sie haben niedrige Räder, sind klein, mit Gitterwerk versehen, und mit schlechtem oder kostbarem Zeuge überhängt. Letzteres kann man, der Luft zu genießen, zurückschlagen, wobey aber das Gitterwerk bleibt, damit die Einsitzenden auf ihren Sophaküssen nicht gesehen werden.

Die Gesellschaften beider Geschlechter werden für unanständig gehalten. Ein jedes gesellet sich zu seines gleichen. Geschwisterkinder von verschiedenen Geschlechtern werden einander nicht leicht sehen, geschweige denn entferntere Anverwandten. Niemand erkundiget sich nach dem Wohlbefinden der Frau oder der Tochter des andern, weil solches gänzlich wider den Wohlstand laufen und als eine Beleidigung angesehen werden würde. Ein vertraulicher Umgang mit andern Religionspartheien findet nicht statt. Es sind nur Handlungs- und Cerimonienbesuche. Es wird mit Darreichung des Kaffee den Anfang gemacht, wofern der

Rang nicht verstattet, eine Pfeife Taback anzubieten. Unmittelbar vor dem Kaffee pflegt auch etwas eingemachtes Süßes angeboten zu werden. Vom Kaffee wird nur eine Tasse kaum halb voll, und gewöhnlich ohne Zucker gereicht. Hierauf erfolgt ein Sorbet, oder süßlicher Trank. In dieser Zeit werden die Sachen abgehandelt. Wollen sie, daß der Besuch soll geendiget werden, so wird ein wohlriechendes Wasser gebracht und damit die Gäste besprenget, alsdann erfolgt ein Räuchwerk, wobey zierliche Tücher über die Köpfe gebreitet werden, damit es nicht so geschwinde in die Luft anfsteige. Die Ernsthaftigkeit der Türken von Stande ist so wohl bey ihren Besuchen, als in dem Umgange mit andern Völkern, sehr groß, und die Europäer sind ihnen mit ihrem vielen Geschwätze und Lachen verächtlich.

Ist das männliche Geschlecht in seinem Umgange stillschweigend, so ist das weibliche desto mehr laut und geschwätzig. Daher die Türken das Sprichwort haben: zwei Esel machten einen Larm als eine Karawane, und zwei Weiber als eine Rathsversammlung.

Bey tiefen Komplimenten ist noch der in der Bibel unzähligemal vorkommende Gebrauch, daß der Niedere vor dem Vornehmeu ganz auf die Erde fällt; und vor die Fürsten und Großen im Morgenlande darf niemand ohne Geschenke kommen. — Im gemeinschaftlichen Umgange sehen sie auf keinen Rang. Bey Cerimonien und Feierlichkeiten ist einem jeden sein Platz bestimmt.

Personen niedrigen Standes stehen vor den Großen in einer sehr demüthigen Gestalt. Es sind nämlich die Hände gegen den Unterleib herab über einander gelegt, und die Augen auf die Erde niedergeschlagen. Es würde sehr unanständig seyn, wenn eine Frau ihrem von einer auch weiten Reise zurückgekehrten Manne bis zur Thüre entgegen gehen und ihn empfangen wollte. Bey den Leuten des Gesetzes (Ulema) ist wie bey uns die rechte Hand der Ehrenplatz, bey den Kriegsleuten aber die linke: daher der Großvizir und Mufti, wenn sie zusammen kommen, sich wohl schicken, weil ein jeder nach seiner Meinung und Gebrauche den obersten Platz hat. Ihre Begrüßungen unter sich und

zu andern bestehen in dem Ausspruche: Salam-aleikom, Friede sey mit euch, wobey sie unter einem Kopfnicken die linke Hand auf das Herz legen. Christen und Juden aber dürfen ihnen dies nicht zusprechen, gleichsam als ob solche ihnen keinen Frieden anwünschen könnten. Der Tulbend wird zu Begrüßungen niemals abgenommen, und ein Türk würde glauben, von einem Europäer verspottet zu werden, wenn er vor ihm den Hut abzöge. Die Niedern küssen den Vornehmen bey der Anrede und dem Abschiede den Zipfel des Rocks oder legen ihn vielmehr an die Stirn. Vom Spatzierengehen sind die Morgenländer keine Liebhaber. Bey gutem Wetter begeben sie sich nach einer angenehmen Gegend, wo Wasser und Schatten ist, und halten sich daselbst vom Morgen bis zum Abend auf. Viele bleiben wohl gar unter Zelten die Nacht über. Auf Stühlen sind sie nicht gewohnt zu sitzen, sondern entweder auf dem Grase, worüber etwa eine Tapete ausgebreitet ist, oder auf einem niedrigen Sopha, und zwar mit kreuzweise unter sich geschlagenen Beinen.

Ihr Hausrath ist bey weitem nicht so weitläuftig, als bey uns. Stühle, Tische, Schränke, Malereien, Vorhänge ꝛc. finden theils bey ihnen gar nicht, theils wenigstens nicht in großer Menge statt. Was hierüber von den Griechen und Armeniern gesagt worden, gilt fast alles von den Türken, mit Ausnahme dessen, was jene von den Europäern erlernet hätten. In ihren Wohnzimmern ist alles so rein und sauber, daß Niemand die Schuhe darin trägt; aber die Flure, Treppen und Höfe werden nicht leicht gefeget und gekehrt. Gegen ihre Häuser und Palläste haben sie die äußerste Gleichgültigkeit. Dies geschieht zum Theil aus einem richtigen Grundsatze der Religion, weil sie nur Pilgrimme darin wären; zum Theil aber auch aus politischen Ursachen, weil Niemand weiß, ob er sie lange besitzen und seine Nachkommen damit beerben werde. Daher es eine seltene Sache ist, ein Haus ausbessern zu sehen. Man bewohnt es so lange, als man kann. Lebet man alsdann noch, so reißt man es völlig ein und baut ein neues. Der abgesondertste Theil in

den größern Häusern dienet zum Aufenthalte des Frauenzimmers, und heißt Harem. Die Decken in den Zimmern sind ausgemahlt, auch wohl vergoldet und der Fußboden ist mit geflochtenen Matten oder Tapeten belegt. An den Wänden umher ist der Sopha.

Der Morgenländer Hausgesinde beiderley Geschlechts werden nicht allein mit den Kindern allein ausgeschickt, sondern auch bey dem Ausgehen der Herrschaft mitgenommen. Die Bedienten nehmen die Kinder, zumal wenn sie ein wenig groß sind, gewöhnlich so auf die Schultern, daß diese ihre Hände an jener Hals, die Beine aber an ihre Seiten anschlagen, und über ihren Kopf hinwegsehen.

Sind im Allgemeinen die Türken nicht mit vielen Mobilien versehen, so giebt es doch auch Ausnahmen. Man findet Große des Reichs, die ihre Zimmer nach Europäischer Art mit sehr kostbaren Spiegeln, Armstühlen, Schränken, Tischen und dergleichen aus Frankreich und England ausgezieret haben, auch wohl mit Malereien von Prospecten und Landschaften, doch ohne menschliche Figuren.

Härem bedeutet nicht allein, wie in dem ähnlichen Hebräischen Worte, einen heiligen Ort, sondern auch das Frauenzimmer und dessen Wohnung. Häremeyn im Duali, oder der zweifachen Zahl, bezeichnet die beiden vermeintlich heiligen Oerter Mekkje (Mekka) und Medynat.

Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel ist von den unsrigen sehr verschieden. Anstatt Butter brauchen sie Oel. In dem Gebrauche des Gewürzes, besonders des Pfeffers und des Zimmets, sind sie unmäßig. Sie essen nicht eben solches Brod oder Semmel, wie wir, sondern eine Art von Aschkuchen. Sie werden, wenn es möglich ist, fast so warm und frisch, wie sie aus der Asche oder dem Ofen kommen, aufgetragen. Weil kein Sauerteig dazu genommen wird, so taugen sie nur den Tag, da sie gebacken werden. Sie sind sonst weiß, von gutem Geruche, und kaum einen halben Finger dick. Werden sie ja aus Noth den folgenden Tag gebraucht, so müßen sie über Kohlen gewärmt werden, weil sie sonst gar zu unschmackhaft seyn würden. Ein Saft,

welcher

welcher aus Susamsaamen ausgepreßt wird (Tachin), und ein andrer, welcher Petmes heißt, und auch süßlich ist, wird zusammengegossen, und ist gleichsam ihre Butte.

Statt der Butter, die dort nicht wie bey uns geräth, brauchen sie nicht allein ihr vortrefliches Oel, sondern sie haben auch das Fett von der geronnenen Milch, welches frisch sogleich auf Brod gegessen werden kann, und wahrscheinlich das Chemah der Hebräer ist. (Richt. 5, 25). Das übrige trocknen sie entweder, und bedienen sich desselben als eines Ingredienzes zu gewissen Speisen, oder sie gebrauchen es als saure Milch zum Essen und Trinken; inzwischen brauchen die Europäischen Türken in vielen Provinzen häufig Butter.

Ihr dünnes Brod wird nicht allein in Natolien, sondern auch in ungemein vielen Gegenden Arabiens, Syriens und nach dem Euphrate zu, aus Mangel des Holzes über Kuh- und Kameelmist gebacken. — Nun wird es niemanden befremden, daß der Prophet Hesekiel (K. 4, 12.) über Menschenkoth statt

Kuh-

Kuhmist sein Brodt, zu einer Vorbedeutung zukünftiger göttlicher Strafgerichte, backen sollte.

Ohne den bekannten Pillav oder gekrüllten Reis wird nicht leicht eine Mahlzeit gehalten. Nach dem Verhältnisse z. E. ein Maaß Reis und zwey Maaß Wasser sieden sie erst das letzte und thun darauf den Reis hinein, um beides zusammen kochen zu lassen. Hernach eröffnen sie den Topf, u. ohne ihn weiter zuzudecken oder den Reis umzurühren, lassen sie es so lange kochen, bis das Wasser sich verzehrt und kleine Höhlungen aufgeworfen hat. Alsdann gießen sie wohlgeschmolzene und braune Butter oder Fett hinzu, rühren es mit einem Löffelstiele um, decken den Topf auf etwa fünf Minuten zu, und richten darauf den Pillav an. Er wird auch wohl mit Geflügel oder Schöpsenfleisch zugerichtet und mit Rosinen gekocht, und wenn er aufgetragen wird, stark mit Pfeffer bestreut. Hammel und Ziegenfleisch, nebst dem Geflügelten, ist ihnen das Liebste. Doch sind sie überhaupt nicht große Fleischesser, sondern halten mehr auf Garten- und Baumfrüchte.

te. Im Essen sind überhaupt die Türken sehr mäßig. Die Geringern begnügen sich mit Salz und Brod, Knoblauch oder Zwiebeln und saurer Milch, wozu etwa Oliven und bey Feierlichkeiten andere Zugemüse kommen; so daß ein Türk von demjenigen einige Tage lebet, welches bey unser einem kaum einen Tag zureichet. Messer und Gabel sind bey Tische nicht gebrauchlich, und man zerschneidet die größern Stücke schon in der Küche. Das Fleisch ist ohnehin so mürbe gekocht, daß es bey dem Anrühren in Stücke zerfällt. Ihre Art zu essen ist uns daher ekelhaft, da sie dasjenige, was mit Leffeln nicht gegessen wird, mit den Fingern in den Mund stecken. Nach unserer Art zu leben behelfen sich die Türken im Essen fast durchgängig mit schlechter Nahrung. — Vornehme Personen brauchen Löffel von Schildkrötenschalen, geringere von Horn, und nur die gemeinen von Holze. Bey ordentlichen Personen besteht das Tischgedecke nur in einem runden Stücke Leder, welches auf die Erde ausgebreitet wird. Man bedient sich eines verzinnten Kupfergeschirrs und bey allen Stän-

den

den keiner andern, als hölzerner Löffel, welche in einem Haufen zum beliebigen Gebrauche aufgeleget werden. Die Trinkgefäße sind große Schaalen von Metall oder Porcellain. Die Gäste von gleichem Stande sitzen auf ihren kraizweise unter sich geschlagenen Füssen, die Geringern auf den Knieen umher. Auf dem Leder sind die Brodkuchen herumgelegt. Nur mit der rechten Hand greifen sie in die Schüssel, legen die Speisen auf das Brod, oder auch wohl auf das Leder, zerstücken das Fleisch mit den Fingern, und essen alsdann nach Belieben. Wenn sie vom Essen aufstehen, so sagen sie: Gott sey gelobet! — Wasser ist das hauptsächlichste Getränk. Nach der Mahlzeit wäscht man sich allemal. Zu Erfrischungen ist bey ihnen der Sorbet gebräuchlich, welcher nicht auf einerley Art gemacht wird, und für den Europäischen Geschmack selten annehmlich ist. Die Kaffeekanne wird wohl bey ihnen kaum kalt, da sie zur Sommerszeit in der Küche, im Winter aber auf der Kohlenpfanne in der Stube steht; allein da die Tassen klein sind und oft kaum bis zur Hälfte angefüllt werden, so trin-

ket dort ein stärker Kaffeetrinker kaum so viel, als bey uns ein mittelmäßiger. Der Kaffee ist ziemlich stark, wird aber nie mit Milch getrunken, und da die Untertassen nicht gewöhnlich sind, so wird die Obertasse, um sich nicht die Finger zu verbrennen, in eine Art von anderer Tasse gesetzt, welche bey gemeinen Leuten von Kupfer, bey vornehmen aber sehr sauber von durchbrochenem Silber oder Golde verfertigt ist. Ohne Taback lebt nicht leicht ein Türk. So wohl auf dem Felde als zu Hause hat er fast stets die Pfeife im Munde, und es geschieht aus einer Art von Reinlichkeit, daß er, wenigstens in Gesellschaften, den Speichel hinunterschluckt. Er wird aber sehr langsam, und zwar aus Pfeifen geraucht, deren Röhren zwey bis vier Ellen lang sind, wo also nur ein leichter Dampf zum Munde kömmt, der nicht auf der Zunge beißt und auch den Kopf nicht so einnimmt, als bey uns. Es sind die Röhren oft mit Silber oder Golde ausgelegt, auch zum Theil wohl gar in einem Zeuge eingenähet, welches, zumal im Sommer, mit einem Schwamme benetzet wird, damit der Rauch ganz kühl

zum

zum Munde kommen möge. Entweder der Hausherr selbst oder ein Bedienter giebt die angebrannte Pfeife den Gästen herum. Das Opium wird von vielen in solchem Gewichte genommen, daß sie gewissermaßen berauscht werden, und sich also als entzücket, ihren Träumen überlassen. Anfänglich werden sie davon wachende Träumer, nach und nach aber werden alle Geistes- und Leibeskräfte dergestalt abgenutzt, daß sie bey noch lebendigem Leibe stumpf, fühllos und unthätig werden.

Die reichen und vornehmen Türken halten eine große Anzahl von Bedienten und Sklaven beiderley Geschlechts. Kaufen sie Letztere bey reifern Jahren ein, so werden sie nicht leichtlich solche zu ihrer Religion zwingen; auch gehen sie so unbarmherzig nicht mit ihnen um, als die Mahummedaner auf den Küsten der Barbarey thun. Bey solchen ist die Grausamkeit gar begreiflich. Denn der Abschaum derjenigen Türken, welche man, die Todesstrafe ausgenommen, am härtesten strafen will, wird aus der Türkey nach den Africanischen Küsten verbannt, oder auch an einigen Oer-

tern

tern von den Mohren angeworben, und macht daselbst in kurzer Zeit großes Glück. Uebrigens sind die Sklaven beiderley Geschlechts, die in der Jugend nicht geraubet oder verkaufet und darauf erzogen worden, größtentheils die schlechtesten Creaturen. Sonst würde ihr weltliches Verhältniß nicht für unglücklich anzusehen seyn. In ihrem Vaterlande sind sie meistentheils nicht besser, als die Wilden; nun werden sie in Nahrung und Kleidung wohl gehalten; sie werden in mancherley Sachen unterrichtet und machen oft großes Glück. Die schönen Sklavinnen werden als ausgelassen, hochmüthig und eigensinnig beschrieben, und denen, welche in zarter Jugend geraubt worden, wird von den Türken ein großer Haß gegen die Christen beygebracht.

Zeitvertreibe lieben die Türken, als ein müßiges Volk, über die Maaße; und zwar nicht eben solche, wobey sie sich selbst bemühen müßten, sondern diejenigen, wobey sie träumende Zuschauer abgeben können. Seiltänzer, Klopffechter, Ringer, und zwar in einem groben Geschmacke, können dabey etwas gewin-

winnen. Es fehlt auch an dergleichen Gesindel von Manns- und Weibspersonen nicht. Ihre Kunststücke zu erhöhen, wobey sie oft die geilsten Bewegungen ausdrücken, lassen sie stets eine Musik aufführen, die mit einer schlechten Trommel und einigen rauhen Blasinstrumenten gemacht wird. Eigentliche Schauspiele in Opern und Komödien sind bey ihnen nicht Mode. Die Kämpfer bestreichen sich nach Gewohnheit der alten mit Oel, und haben außer einem Paare lederner Beinkleider keine andern Kleider an. Da sie sich bey den verschiedenen Wendungen und verstellten Angriffen als Affen anstellen, so wird man in sich selbst unwillig, daß sich Menschen dergestalt unter ihre natürliche Würde herablassen können. Die Kampfspiele sind in ihren einzelnen Auftritten kurz, und bey eines jeden Endigung werden die vornehmen Anwesenden um ein Trinkgeld angesprochen. Das Spielen ist unter den Türken so gemein nicht; das Schachspiel, das Damenbret und die Mangala, oder die Zählung einer Menge von Bohnen oder kleinen Steinen in die zwölf ausgehöhlten Löcher eines dicken

Brettes,

Brettes, ausgenommen. Sie lassen bey dem Gewinnen oder Verlieren weder Freude noch Traurigkeit blicken. Es geschieht auch unentgeltlich; denn um Geld zu spielen, wird bey ihnen für eine große Sünde gehalten. Das meiste Vergnügen suchen beyde Geschlechter in angenehmen Gegenden, zumal wo ein rauschendes Wasser, oder ein starker Uebergang von Reisenden ist, um unter Musik oder Tabakrauchen die Zeit im Traume zu verschleudern. Deswegen sind auch nicht allein in den Städten und Dörfern, sondern an volkreichen Heerstraßen Kaffeebuden angelegt. Das Dscherid oder Stockspiel dienet fur die Reuter, und wird bey ihnen gewissermaßen als eine Krieges-Uebung angesehen. Man spornet das Pferd aus allen Kräften an, und indem man es in die Runde herumtummelt, so bemühet man sich den Rücken seines Gegners zu gewinnen und den Stock nach seinen Schultern zu werfen, weil man eigentlich nie nach dem Bauche zielen muß. Sie sammeln die Stöcke im vollen Rennen, ohne abzusteigen von der Erde auf, drehen sich um den Bauch ihres Pferdes herum,

herum, und machen verschiedene Wendungen, um dem ihnen zugedachten Wurfe auszuweichen. Sie sind in dieser Leibesübung sehr fertig. Zu den Zeitvertreiben gehören noch die Bäder, welche aus einem medicinischen Vorwande Vormittages vom Frauenzimmer, und gegen Abend von den Mannspersonen monatlich einige male besuchet werden. Weil sich nun da große Gesellschaften einerley Geschlechtes, aber doch von allerley Völkern und Religionen, auch Stande, einzufinden pflegen und ohne Cerimoniel mit einander umgehen, so halten sie sich darin unter Baden, Kaffeetrinken und Unterredungen an drey bis vier Stunden auf. Dies sind die eigentlichen Oerter der Zusammenkunft für das Frauenzimmer, sich Neuigkeiten zu erzählen und ihre Kostbarkeiten einander sehen zu lassen. Wo sich eine Mannsperson hineinschleichen wollte, so würde sie bey dem Entkleiden nicht allein leichtlich erkannt werden, sondern wohl selbst in Lebensgefahr gerathen. Das Baden ist fast zu einer Nothwendigkeit geworden. Es muß z. E. vor einer Heirath geschehen; auch nimmt man keine

Skla-

Sklavinn in's Haus, die nicht vorher gebadet worden ist.

Wenn die Einwohner in der Türkey reisen, so führen sie eine Matte oder einen Teppich zum Sitzen und Schlafen, einige Decken, einen Kochkessel und eine Flasche mit einer Schaale und Kaffeekanne bey sich. Dies ist ihre ganze Geräthschaft, und haben sie keine Bedienten oder Sklaven, so kochen sie ihren Kaffee und Reis selbst.

In einem so großen Reiche, welches, wie das Türkische, aus so vielen unter mancherley Himmelsstrichen belegenen Provinzen zusammengesetzt ist, können die Einwohner nicht wohl einerley Nationalcharakter haben; so sind z. E. die Türken in dem eigentlichen Griechenlande, in Aegypten, auf Kandien, Cypern und anderweitig bösartiger, als die um Konstantinopel, Smyrna ꝛc. Die Europäischen werden für arbeitsam, begierig, beherzt, rauh in ihren Sitten; die Asiatischen hingegen für weichlich, feige, weibisch und faul gehalten. Doch wird das Folgende zu

ihrer

ihrer Schilderung im Ganzen und Allgemeinen wahr und zulänglich seyn.

Es hat die Türkische Nation natürlichen Witz und Beurtheilungskraft. Dies kann man daraus abnehmen, weil sie es ohne groſsen Unterricht von sich selbst in allerley Dingen ziemlich weit bringen. Die Beyspiele sind häufig, das Menschen vom geringsten Stande zu den höchsten Würden gelangen, und sich nicht uneben darin zu schicken wissen. Es gereicht den Zuhörern bey gerichtlichen und öfters sehr verwickelten Untersuchungen zum gröſsten Vergnügen, mit welcher Spitzfündigkeit und Verschlagenheit die Richter, ohne auf unsern juristischen Bänken unterrichtet worden zu seyn, die Partheien ausfragen und zur Entdeckung der geheimsten Thaten kommen können. Ihre Einfälle sind oft einzeln in ihrer Art. Allein dies hindert nicht, daß sie nicht ungemein abergläubisch seyn sollten. Es ist nicht leicht ein Volk, welches es mehr seyn könnte. Fast alle zufällige Dinge, ja sogar die Farben an den Kleidern, geben ihnen gute oder böse Vorbedeutungen ab. Die Träume geben sie für göttliche

liche Eingebungen aus. Vermeintliche Sterndeuter, Wahrsager und Zauberer haben bey den Vornehmsten stets grossen Eingang. Viele tragen lebenslang Talismans bey sich. Diese abergläubische Zeichen, sich vor beschädigungen und Unglücksfällen zu bewahren, sind nicht von einerley Art. Eine derselben besteht in gewissen Sentenzen aus dem Koran, oder in Gebeten, welche auf Papier oder Pergament geschrieben und in einem Säckchen auf dem bloßen Leibe an einer Schnur getragen werden. Eine andere fasset gewisse auf Metalle oder Steinen gegrabene Formeln in sich, und ist vermittelst eines um den Arm herumgehenden Ringes oder anderswo befestigt. Sie werden selbst den Pferden an den Hals gehängt. Es ist nicht leichtlich jemand von der Einbildung frey, daß man nicht durch einen bösen Blick, einem vielen Schaden zufügen könne. Bezauberungsmittel, jemanden verliebt zu machen, werden außer den Muhamedanern auch von Juden und morgenländischen Christen geglaubt. Bey den Kranken werden vielfältige magische Mittel gebrauchet, ja man läßt wohl Stellen

aus

aus dem Evangelio zu ihrer Genesung lesen, und nimmt zu den Gräbern der vermeintlichen Heiligen unter Christen und Türken seine Zuflucht. Empfinden sie einen heftigen und anhaltenden Schmerz, an welchem Theile des Leibes es seyn möge, so halten sie einen kleinen brennenden Dacht oder Lappen daran, wobey von Christen, Juden und Muhamedanern verschiedene Formeln ausgesprochen, und auch von den ersten über den leidenden Ort Kreuze gemacht werden. Dies nennt man das heilige Feuer und schreibt den dabey gebräuchlichen Cerimonien eine große Kraft zu. In Aegypten glaubt man durchgängig, daß das Fest des Täufers Johannes der Pest ein Ende machet. — Ihre Leibesstatur ist wohlgebildet, untersetzig und männlich. Ihre Stärke ist nicht geringe, und sie können Lasten tragen, darüber man sich wundern muß. Ihre Leibesstellungen und Bewegungen sind einfach, nicht so gekünstelt als die unsrigen, auch fechten sie unter dem Reden nicht so viel mit den Gliedern, zumal mit den Händen. Das Türkische Frauenzimmer wird für schön ausgegeben. Ihre

Haut muß der Verhüllung gegen wohl natürlicherweise zart seyn. Eine hohe Meinung von sich selbst ist ihnen in einem sehr hohen Grade eigen. Allein sind viele Völker von diesem Stolze frey? Dünkt sich nicht ein Spanier, Engländer, Franzos ꝛc. über alle andre erhaben zu seyn? Vielleicht müßten die Teutschen ausgenommen werden, deren Vielen nichts als das Ausländische, Französische und Italienische gefällt. Nach der Türken Einbildung ist kein Staat besser angelegt, als der ihrige; keine Nation der ihrigen an Vorzügen gleich; keine Religion heilsamer, als die ihrige. Dasjenige, was von ihrer Gelehrsamkeit angemerkt worden, kann uns dienen, zu urtheilen, ob sie in diesen Punkten untrügliche Richter abzugeben vermögend sind. Allen Völkern geben sie schimpfliche Ekelnamen; den Griechen, Tauschein, Hasen; den Juden, Schifud, Hunde; den Armeniern Boktschi, Dreckfresser; den Teutschen Dschurur Kiafir, wüste Flucher u. s. w. In ihrer Aufführung sind sie ernsthaft, und man kann sich nicht wohl vorstellen, was sie sich in aller Absicht für ein

Ansehen zu geben wissen. In den Gebräuchen, Gewohnheiten und Kleidertrachten sind sie äußerst beständig und hartnäckig. Sie sehen sie als Dinge an, welche mit der Religion zusammenhängen, so daß derjenige, der sie ändern wollte, auch die Religion zu verändern scheint. Als deswegen der Kaiser Mahmud in diesem Jahrhunderte einige Einrichtungen und Gebräuche von den Europäern entlehnte, mußte er es leiden, daß er der Fränkische Jauer oder der Europäische Ungläubige genannt ward. Ihre Lebensart ist sehr einförmig. Sie gehen, den Ramasan ausgenommen, früh zu Bette und stehen früh wieder auf. Um sieben oder acht Uhr genießen sie ein mässiges Frühstück, und gegen den Abend ihre Hauptmahlzeit. Den Tag bringen sie in ihrem Müßiggange oder in Geschäften zu. Oeffentliche Schlaguhren zur Eintheilung der Zeit sind gar nicht gebräuchlich. Die Abrufung des Gebets von den Moskeen dient dazu, und man würde glauben, daß durch die Anlegung der erstern ihren Imams der Würde der Religion selbst etwas abgehen würde. Der größte Hause

lebet sehr mäßig, und da ihr eigentliches und Hauptgetränke das Wasser ist, so erfordert der Tisch keine große Kosten. Von Suppen wissen sie fast gar nichts; und viele leben zur Fruchtzeit allein von Brod, Früchten und Wasser. Ein niederträchtiger Geiz besitzet die Vornehmen und Geringen, und die Edelmüthigkeit ist ihnen eine fast gänzlich unbekannte Tugend. Für Geld kann man bey den Türken alles haben; man kann damit alles gut machen, die Lebensstrafen abkaufen, und sich so viele falsche Zeugen und Meyneidige verschaffen, als man nöthig hat. Daher haben auch Dinge, die nicht von Golde und andern kostbaren Materien sind, bey ihnen keinen Werth. Unser Geschmack in Gemälden, Mobilien, Porcellain ꝛc. ist ihnen verächtlich. Hat man einem Türken, von was für einem Stande er seyn mag, bey einer gewissen Gelegenheit, als an einem feierlichen Tage, ein Geschenk gemacht: so sieht er es als eine Verpflichtung zu mehrern an, und fodert es bey einer ähnlichen wieder; daher ist das Wort Baktschis dasjenige, so man in der Türkey vielfältig hö-

ret.

ret. Das Volk ist träge und müßig. Wenn nicht die Erde bey geringer Mühe fast alles von selbst hervorbrächte, und die Türken nicht so mäßig ihre Nahrung einrichteten, so würden sie bald zu Grunde gehen müssen. In Handel und Wandel halten sie selten die Mittelstraße, und sind entweder natürlich gerecht und heuchlerisch, oder höchst boshaft und betrügerisch. Sie können sehr leicht in Zorn und Wuth gesetzt werden. Sie sind heimtückisch und können sich ungemein verstellen. Sie haben einen Hang zur Grausamkeit und Tyranney. Ihre Rachgier stillt sich nicht leichtlich. Kleinigkeiten können sie zu dem höchsten Argwohne reizen, denn man ihnen selten benehmen kann. Ihre Eifersucht in der Liebe schlägt gemeiniglich in Grausamkeiten aus, wovon der eine oder der andre Theil hin und wieder ein schreckliches Schlachtopfer wird. Es werden nicht selten ermordete Knaben oder Frauenspersonen in öden Oertern oder im Wasser gefunden, deren Gesichter zerstümmelt worden, um unerkannt zu bleiben. So unersättlich der Türken Begierlichkeit ist, Reichthümer zu erwerben,

so verschwenderisch sind sie, wenn es auf Befriedigung der Wollust oder der Pracht ankömmt. Ihre Wollust ist weltkundig; und beide Geschlechter ersinnen zu derselben Sättigung die listigsten Mittel, oder verfallen auch auf die unnatürlichsten Ausschweifungen. Es trift bey ihnen das höchstmerkwürdige Wort des Apostels in dem Briefe an die Römer K. 1, v. 26 bis 28. ein. Dies muß niemanden befremden. Die Himmelsgegend ist heiß, und die Muhamedanische Religion, anstatt die Lüste des Fleisches einzuschränken, läßt ihnen vielmehr völlige Freiheit. Es gehen stumme Sünden im Schwange, deren Namen in ein ewiges Stillschweigen vergraben zu werden verdienen, die aber gleichwohl den Inhalt ihrer Lieder und den Stoff der Unterredung, zumal bey den Großen, abgeben. Sie hegen nur geringe Meinungen von dem weiblichen Geschlechte, und sehen es als eine niedere Gattung der Menschen an. Daher wird auch für derselben Erziehung gar keine Sorge getragen, sondern sie wachsen ohne alle Erkenntniß auf, und sind wild und ungezogen. Sehr wenige darunter haben einen

Begriff von der Religion. Die Türken sind übrigens große Liebhaber vom zahmen Viehe. Die meisten gemeinen Hausväter haben ein Schaaf, welches mit ihnen auf's Feld geht und ihnen überall nachfolget. Ein solcher Gebrauch fand wahrscheinlich schon zu Davids Zeiten statt; und davon nahm der Prophet Nathan die Rede von dem Schaafe, welches von seinem Eigenthümer so sorgfältig verpfleget ward, zum Könige David her. Hunde und Katzen sind bey ihnen so wohl gehalten, daß die erstern es nirgend besser haben, als in der Türkey. Die Gassen sind davon voll, und es wird für ein gutes Werk gehalten, ihnen Brod und Fleisch zuzuwerfen. Wären sie so beißig, als bey uns, so würde es ein Unglück für die Fußgänger seyn; allein sie sind faul und regen sich nicht leichtlich; noch größer würde das Unglück seyn, wenn sie toll würden, allein man weiß davon nichts. Jedoch werden nur die Katzen in den Häusern und Stuben geduldet; die Hunde aber nicht, welche als unreine Thiere angesehen werden. Offenb. Joh. 22, 15. machen sie daher ein Sinnbild verwerfli-

cher und des Paradieses unwürdiger Menschen aus. Weil aber ein unrichtiger und übel verstandener Begriff von der Liebe sie nicht todtschlagen läßt, so vermehren sie sich auf den Gassen und in den Winkeln ganz erstaunlich. Auf die Pferde halten sie ungemein viel, und sorgen fast mehr dafür, als für die Menschen. Jedes ist bey dem Grasen mit einem Beine vermittelst eines Strickes an einem Pfahle gebunden, aber so, daß es die Freiheit hat, in einer gewissen Entfernung in die Runde herum zu gehen. Sie sind dabey nach Beschaffenheit des Eigenthümers mit schlechten oder kostbaren Decken zugedeckt, um gegen Hitze oder Kälte gesichert zu seyn. Die Türken reiten durchgängig auf Hengsten und nicht auf Wallachen. Sie sind gute Pferdebändiger, und richten sie mehr mit Liebkosungen und Streicheln, als Fluchen und Schlagen ab. Die Gebisse sind auch anders als die unsrigen, und drücken bey dem geringsten Anziehen die Zunge dergestalt, daß sich die Pferde bald zähmen lassen.

Die Gesinnung der Türken gegen Menschen andrer Völker und Religionen ist nicht

die

die beste. Sie halten es nicht nur für erlaubt, sondern auch für gottseelig, solche mit Schimpf und Spott zu belegen, damit sie, um demselben auszuweichen angetrieben werden mögten, die Muhamedanische Religion anzunehmen. Ob die Gastfreiheit von ihnen gleich nicht in dem Grade, wie bey den Tatarn, ausgeübt wird, so darf doch nicht leicht jemand bey ihnen vor Hunger umkommen. Gegen die Muhamedaner von andern Sekten haben sie so wenig Liebe, als die Römischen Christen gegen die Protestanten. Der Haß gegen die Christen ist groß, und diejenigen darunter, welche Bilder anbeten, sind ihnen ärgerlich, ja abscheulich. Gegen die Juden hegen sie eine ungemeine Verachtung, und sie sind ein Gegenstand ihres Spottes. Doch dieser Vorwurf kann leider auch vielen Christen gemacht werden!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkwürdigkeiten von Charaktern, Lebensarts ... fremder Völker und Länder

Altona 1792

Geo.u. 243
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429771-9
VD18 14506653-001